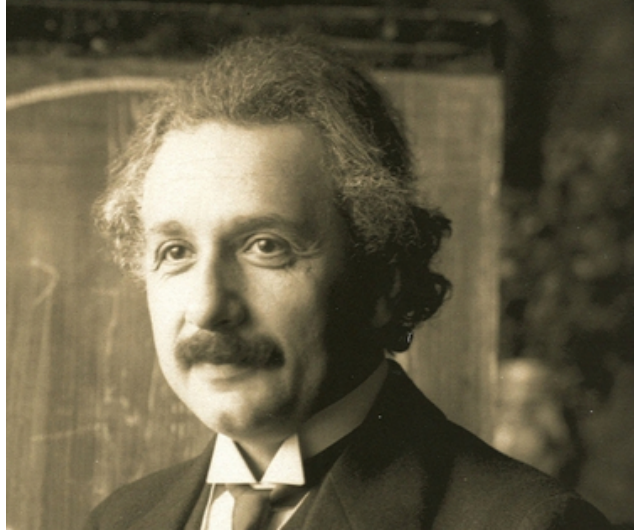


Inhaltsverzeichnis

Prolog	3
Kapitel 1	8
Kapitel 3	25
Kapitel 4	33
Kapitel 5	45
Kapitel 6	48
Kapitel 7	56
Kapitel 8	69
Kapitel 9	71
Kapitel 10	78
Kapitel 11	87
Kapitel 12	101
Kapitel 13	103
Kapitel 14	109
Epilog.....	114



*Die Welt wird nicht bedroht von den Menschen,
die böse sind,
sondern von denen,
die das Böse zulassen.*

~Albert Einstein

Prolog

2020

Heute war ein Tag wie jeder andere. Die Sonne schien, kaum hingen Wolken über dem Himmel. Die Luft war frisch, die Natur erblühte in ihrem strahlensten Grün. Ein Tag, wie man sich einen Sommertag schöner nicht hätte vorstellen können. Hin und Wieder sah man Jugendliche mit ihren Fahrrädern um die Wette sausen, Kinderwägen standen an jeder Ecke. Hunde bellten.

Es war einfach ein Tag, der nicht besser hätte sein können.

Ein Freitag war es – der 19. Juni. Ein paar der Jugendlichen saßen noch in der Schule.

Manche schliefen, manche lernten. Manche quatschten, manche lachten. Andere wiederum beteiligten sich am Unterricht. Es war, wie man es in der Schule eben kannte. Doch es war nicht, wie es schien. Es war das letzte Jahr. Das letzte Jahr für die jungen Erwachsenen, die noch keinen Plan ihrer Zukunft hatten. Doch das war normal. Denn sie waren, wie Jugendliche eben waren – sie lebten, sie hatte Spaß. Ja, sie lachten und sie feierten. Und sie waren frei. Sie hatten die Chance, ihre Meinung zu äußern. Und sie hatten die Freiheit zu wählen. Kein Krieg herrschte damals. Friede. Ja, Friede war ein Begriff, den die Leute damals einfach mir nichts, dir nichts in den Mund nahmen. Sie überlegten nicht, was sie sagten, wenn sie vom Frieden sprachen. Denn Friede war ja Normalität. Friede war wie Freiheit. Niemand kannte es anders.

Die Jugendlichen jedenfalls saßen in der Klasse. Die Sonne schien durch die Fenster und vereinzelte Sonnenstrahlen blendeten die Schüler. Alle waren konzentriert; sie schrieben und schrieben und schrieben. Sie schrieben an einer Aufgabe, die sie alle zum Nachdenken brachte. Denn es war eine Aufgabe, die man nicht ohne zu Überlegen auf Papier bringen konnte. So brachten nun also die Schülerinnen ihre Worte auf Papier, während die Schüler Papierflieger falteten. Die Aufgabe schien sie nicht zu interessieren. Dabei war es doch ihre letzte Gelegenheit, ihre Kindlichkeit zu zeigen.

Und obwohl alle Mädchen konzentriert und nachdenklich waren, so gab es doch eine junge Erwachsene, die ihren Mitschülern schon weit voraus war. Denn was sie schrieb, waren mehr als einfache Worte.

Sie saß nun also da. Kurzes T-Shirt und kurze Hose. Nicht zu kurz; schließlich mochte sie es nicht, zu freizügig zu wirken. Nein, die Länge ihrer Klamotten war genau richtig. Ihre Wangen waren leicht gerötet; das musste wohl von der Hitze kommen. Eine kaum sichtbare Schweißschicht lag auf ihrer Haut. Nicht so, dass andere sich vor ihr ekeln mussten; sie sah einfach aus, als hätte sie gerade Sport gemacht. Ob das an der Anstrengung der Aufgabe

oder an der Hitze lag, das konnte man nicht genau sagen. Wie denn auch? Man konnte bestimmt dreißig Grad Celsius messen; wenn man sich denn die Mühe machte. Ihre blondbraunen Haare hatte sie hinter die Ohren gesteckt. Da sie eine richtige Lockenmähne hatte, sträubten sich manche der Kräuseln, hinter den Ohren zu bleiben. Der leichte Rotstich unterstrich nur ihre Figur. Sie war keine dieser ganz abgemagerten Jugendlichen. Sie war ein wenig molliger. Aber nicht so, dass man dachte, sie sei dick! Nein, ganz und gar nicht! Sie war eben bloß nicht so dünn wie eines der Models. Aber das war ja auch in Ordnung. Schließlich konnte nicht jeder gleich aussehen. Dann wäre die Welt ja langweilig.

Das Mädchen war nun jedenfalls mit der Aufgabe beschäftigt. Ja, sie war mit dem Auftrag beschäftigt, zu schreiben, was sie sich für ihre Zukunft wünscht. Denn ihre Kindheit nahm ja bald ein Ende. Sie wurde ja erwachsen. Sie musste ja bald arbeiten anfangen. Oder eben studieren. Arbeitslos wollte die junge Erwachsene schließlich nicht bleiben. Das entsprach aber auch nicht dem damaligen Gesellschaftsbild. Damals hatte fast jeder eine Arbeitsstelle. Und die Leute, die keine hatten, die erhielten Unterstützung. Unterstützung vom Staat. Denn der Staat funktionierte. Es herrschte eine ausgeprägte Sozialpolitik. Irgendwie galt das unausgesprochene Gesetz, einer für alle, alle für einen. Jeder half dem anderen. Selbst, wenn er nicht musste. Es war eine Art Freundschaftsdienst. Es war sogar so, dass jeder den anderen grüßte. Ob er ihn kannte, oder nicht. Es spielte einfach keine Rolle. Es gab auch keine Unterscheidung der Menschen. Jeder war gleich viel Wert; egal ob jung oder alt; egal ob dick oder dünn; egal ob freudig oder grimmig. Wenn man heute davon hört, dann wird man wohl lachen. Ja, in der jetzigen Zeit, scheint es wie ein Traum; wenn man es denn wagt, so etwas zu träumen.

Wie auch immer. Dieses Mädchen brachte nun also ihre Gedanken auf Papier:

Liebes späteres Ich – oder wer auch immer diesen Brief lesen wird.

Ich sitze nun wieder hier;

natürlich sitze ich hier. Hier ist irgendwie mein Zuhause.

Ja, die Schule ist wie ein Traum.

Jeden Tag lerne ich neues.

Jeden Tag habe ich die Chance, meine Meinung zu dem neuen Wissen zu äußern-

Denn das ist es, was die Welt im Moment ausmacht.

Ja, im Moment sind wir alle frei.

Lange haben verschiedenste Kriege die Welt geprägt.

Und viel zu lange haben wir von Hass gesprochen.

Aber diese Zeiten sind vorbei.

Es haben die Zeiten begonnen, in denen nicht mehr zählt, woher man kommt.

Die Zeiten, in denen deine Hautfarbe egal ist.

Ich bin froh darüber. Denn es kann jeder sein, wie er will.

Und sein zu wollen, wie man ist, das ist eine Freiheit, mit der man nicht spaßen sollte.

Wir alle sollten uns daran erinnern, war wir haben.

Wir haben die Chance, uns zu entfalten.

Und diese Chance sollte jeder haben.

Meine Aufgabe ist es, von der Zukunft zu berichten. Zumindest von einer Zukunft, die man sich vorstellt. Ich meine... Natürlich kann ich meine Zukunft nicht planen.

Aber das ist doch in Ordnung so.

Was wäre ein Leben, wenn man wüsste, was man erlebt.

Was wäre eine Welt, wenn alles strukturiert wäre?

Ich will eigentlich nicht einmal schreiben, was ich mir vorstelle.

Denn Zukunft bedeutet Ungewissheit.

Und Ungewissheit bedeutet Freiheit.

Und Freiheit bedeutet, dass Recht zu haben, zu sagen, was man denkt.

Und eine geplante Zukunft wäre wie ein schlechter Roman.

Ein Roman, von dem man das Ende schon kennt, bevor man das Buch zu Ende gelesen hat.

Ich will hier nicht schreiben, was ich erwarte.

Denn zu schreiben, was ich erwarte, läge nicht in meinem Recht.

Es ist mir nicht erlaubt zu sagen, was ich erleben möchte.

Denn das Schicksal hat wohl alles schon vorgeplant.

Ich werde erleben, was ich erleben soll.

Das schöne am Leben ist es doch, dass immer etwas Unerwartetes geschieht.

Das Leben ist kein Plan.

Denn wenn ich eine Sache gelernt habe, dann, dass man nichts planen kann.

Man kann so viele Pläne haben, wie man möchte, es wird immer anders kommen.

Ich werde nicht schreiben, was ich mir wünsche.

Einfach weil ich mir nichts wünsche.

Ich habe die Freiheit zu sagen, wer ich bin.

Und das ist alles, was ich brauche.

Liebes spätere Ich;

Ich hoffe du denkst gleich wie ich. Denn das Leben wird uns den richtigen Weg weisen.

Das Schicksal wird uns die richtigen Abzweigungen nehmen lassen.

Ja; Liebes Ich:

Ich wünsche mir, dass du genau so bist, wie du bist.

**Und ich wünsche mir, dass du die Freiheit hast, du sagen, wer du sein willst.
Was ich mir aber noch viel mehr von dir wünsche, ist, dass du für die kämpfst, die
sich selbst nicht verteidigen können.
Dass du denen hilfst, die in Not sind.
Dass du deine Meinung sagst, egal was die anderen denken.
Denn das ist es, was uns Menschen ausmacht.
Ja, Liebes Ich:
Bitte mach Fehler. Es ist egal. Mach Fehler, so lange es deine eigenen sind.
Erlebe, was du erleben willst.
Beginne ein Abenteuer nach dem anderen.
Stürze dich in ein neues, wenn du das alte schon erlebt hast.
Du meisterst diese Abenteuer.
Denn diese Abenteuer sind Erfahrungen.
Und jede menschliche Seele ist von Erfahren geprägt.
Ja, sie sind es, die uns ausmachen.
Sie sind es, die uns zu uns machen.**

Ohne ihren Text zu signieren oder ihren Namen auf das Blatt Papier zu schreiben, faltete die Blondine das Blatt zweimal zusammen. Sorgfältig schob sie es in einen Briefumschlag und noch sorgfältiger gab sie diesen ab. Es schien fast so, als sei ihr durch diesen Brief etwas bewusst geworden. Und was auch immer es war; es schien von Bedeutung zu sein. Von einer höheren Bedeutung, als sich das Mädchen damals eingestehen wollte.

Nachdem sie den Brief abgegeben hatte, ging sie zurück zu ihrem Platz, stellte den Sessel auf den Tisch, nahm ihre Schultasche und verließ den Raum. Natürlich hatte sie sich zuvor verabschiedet. Die junge Erwachsene war ja ein höfliches Kind. Manieren hatte man ihr schon früh gelernt.

Und so schnell es ihr eben möglich war, verließ das Mädchen die Schule. Sie rannte die Stiegen hinunter. So schnell, dass man ihr kaum hinterher sehen konnte. Und als sie letztlich eine unbebaute Wiese erreicht hatte, schmiss sie ihre Schultasche auf den Rasen und legte sich in das Gras. Es war so hoch, dass es sie vollkommen verdeckte. Sie schloss die Augen. Und sie atmete die Luft ein. Sie atmete die Luft ein, als wäre sie am Ersticken. Und zugleich aber so, als schätze sie jeden Atemzug. Ja; auf ihrem Gesichtsausdruck lag etwas Entschlossenes. Etwas so Entschlossenes, dass man wusste, sie würde kämpfen, wenn es darauf ankam.

Sie würde kämpfen für ihre Freiheit. Und für ihre Meinung.

Sie würde dafür kämpfen, sie selbst sein zu dürfen.

Ja; sie würde kämpfen, wenn es darauf ankam.

Denn sie war entschlossen.
Entschlossen, leben zu dürfen.
Und zwar so, wie sie wollte.

Kapitel 1

2220

Die Tür wurde aufgeschlagen.

Sie wurde aufgebrochen – ihr Holz splitterte in alle Richtungen.

Lange hatte ich schon keine derartig un stabile Tür mehr gesehen. Und das obwohl ich täglich zur Säuberung kam. Man konnte es sich kaum vorstellen, aber tatsächlich war ich eine von jenen. Eine von den Gebildeten. Eine von denen, die noch Ahnung vom Leben hatten. Ich wusste absolut alles. Und dass die Säuberung ein wichtiger Teil unserer Gesellschaft war, sah ich zu einhundert Prozent ein.

Manche würden vor dem Anblick, der sich mir jetzt bat, vielleicht zurückschrecken. Aber nicht ich. Die Leute, die zusammengekauert in einer Ecke saßen, taten mir nicht leid. Sie waren krank. Sie waren unrein. Genau solche, die ihre Zähne voll Gift in uns schlugen, um die Gesellschaft zu schwächen. Um sie zu vernichten. Um sie komplett und vollständig auszulöschen.

Deshalb musste ich – anders als die Soldatin neben mir – nicht mit den Tränen kämpfen, als ich sah, wie sich meine Mitstreiter, einer nach dem anderen, immer näher in Richtung der Erwachsenen begab. Es waren eine Frau und ein Mann. Bei beiden ließ sich wohl die Durchschnittsgröße messen. Aber sie entsprachen nicht dem Gesellschaftsbild. Die Frau war zu dick. Meinem Empfinden nach, musste sie wohl achtzig Kilogramm wiegen. Ich verstand nicht, wie man sich nur so gehen lassen konnte. Ihre Haare waren verfilzt und standen zu Berge. Ihre Augen rot, als hätte sie gerade zwei Tage lang geweint. Ihre Lippen bluteten. Wahrscheinlich hatte sie sich zu fest darauf gebissen, um keinen Mucks von sich zu geben. Ja; das taten sie nämlich immer. Die Unreinen. Sie hausten wie Ratten in ihren Löchern und hofften, wir würden sie nicht finden. Manche von ihnen glaubten tatsächlich noch, sie würden für ihre Taten nicht bezahlen.

Doch die Welt hatte sich geändert. Das Rechtssystem hatte sich verbessert. Es gab keine Mörder mehr, die auf freiem Fuß waren. Keine Diebe. Keine Sexualstraftäter. Keine Terroristen. Es gab nur noch uns. Uns Reine.

Wir waren nicht mehr zu viele wie noch vor etwa hundert Jahren, doch das machte nichts. Wenigstens kämpften wir als eine Einheit. Es gab uns. Und sie. Die Untergrundbewegung. Es war nicht zwingend eine terroristische Gruppe – es könnten wohl genauso gut zehn sein. Aber das spielte keine Rolle. Wir würden sie alle finden. Und dann würden sie dem Rechtssystem übergeben werden. So lief es nämlich jetzt ab. Wir waren zwar die Soldaten, die dazu ausgebildet wurden, zu kämpfen, unser Land zu verteidigen und die Täter zu finden.

Die Überlebenden oder Gefangenen aber kamen vor Gericht. Ein anonymer Prozess, der sich nie länger als drei Tage hinzog, wurde dann durchgeführt. Mitarbeiter des Ministeriums für Sicherheitspolitik sammelten Beweise gegen sie. Und letztlich wurden sie eingesperrt. Für immer. Also das glaubte ich zumindest. Schließlich sah man niemanden von ihnen je wieder. Und das war ja auch in Ordnung so. Sie hatten es verdient, in ihren Zellen zu sterben. Meine Aufmerksamkeit richtete sich wieder voll und ganz auf das Pärchen vor uns. Der Mann hatte nun seinen Arm um die Frau geschlungen. Beide weinten. Beide bettelten um Gnade. Aber Gnade würden sie nicht erfahren. Zu viel Blut klebte an ihren Händen. Zu viele Attentate auf die Regierung hatten sie verübt. Zu viele Menschen fielen ihnen schon zum Opfer. Es würde keine weiteren Schäden der Gesellschaft mehr geben. Zumindest nicht wegen ihnen.

Die Frau hob zum ersten Mal den Blick, als einer der Soldaten meines Teams nach vorne ging. Seine Schritte hallten laut am Boden auf. Es war ein Holzboden. Alt. Und schäbig. Genau wie die Hütte in der sie hausten eben. Bei jedem Auftritt des schweren Fußes auf den Boden knarzte er. Ich wusste nicht wieso, aber das verlieh der Situation einen Hauch von Spannung.

Eigentlich brachte jede Säuberung eine gewisse Spannung mit sich. Aber diese hier war etwas besonderes. Es spürte es. Ich konnte nicht genau sagen weshalb. Vielleicht lag es an der flackernden Kerze, die den ansonsten dunklen Raum beleuchtete. Vielleicht lag es aber auch daran, dass dieser Auftrag mein letzter für heute war. Dann galten nämlich die Regeln des Schichtwechsels. Am Nachmittag musste ich mir langweilige Theorie aneignen, um die Welt besser verstehen zu können. Sinnlos in meinen Augen. Ich verstand, was ich verstehen musste. Ich sah, was ich sehen musste. Ich hörte, was ich hören musste. Und ich tötete, wen ich töten musste.

Möglicherweise galt es als unausgesprochenes Gesetz, aber während der Säuberung besaßen wir Soldaten Immunität. Wer auch immer durch unsere Hand starb, hatte Pech. Denn wir wurden nicht vor Gericht gebracht. Es hieß, wir täten der Gesellschaft mit jedem toten Unreinen einen Gefallen mehr.

Vielleicht war es auch so. Ja, es mochte stimmen. Aber ich wusste es nicht. Ich konnte es nicht sagen. Denn ich hatte noch keine Menschenseele am Gewissen. Irgendwas in meinem Inneren sträubte sich vehement dagegen, auch nur einer einzigen Person das Leben zu kosten.

Aber es war nicht jeder wie ich. Manche von uns hatten bestimmt schon hunderte Terroristen getötet. Andere tausende. Ich konnte es nicht genau sagen. Weil ich immer wegsah, wenn jemand schoss.

Und so oft ich auch versucht hatte, den Blick nicht von den Verbrechern zu lösen, so oft war

ich auch gescheitert. Das konnte man tatsächlich als Schwäche von mir zählen. Dieses Verlangen, den Blick zu lösen, wenn jemand umgebracht wurde. Woran es lag, wusste ich nicht. Woher denn auch? Man kannte zwar seine Schwächen, aber nicht den Ursprung. Sonst könnte man sich selbst ja bereinigen.

Teilweise fand ich es aber schade, diese Schwäche zu besitzen. Denn ich konnte mit niemandem darüber reden. Entweder ich galt letztlich als Verräter oder ich würde vom Dienst befreit werden. Und beides konnte ich nicht ertragen. Denn das Einzige, das in meinem Leben wirklich Sinn machte und mich vom Krieg außerhalb der Mauer ablenkte, war das hier. Die Arbeit. Die Gewissheit, etwas Gutes zu tun. Nützlich zu sein.

Ich hatte dem Staat so viel zu verdanken. Und das einzige, das mir half, wenigstens einen kleinen Teil zurückzugeben, war diese Arbeit. Denn ich wollte nicht sein, wie jeder andere. Darauf hoffen, dass der Krieg draußen ein Ende nahm. Ich wollte nicht den Soldaten alles zuschreiben. Denn was wäre ich dann für ein Mensch. Täglich nichts zu tun, außer zu beten? Das taten nämlich die anderen Reinen. Sie saßen Tag um Tag, Stunde um Stunde. Minute um Minute, ja teilweise sogar nachts, in der Kirche und beteten. Sie beteten und beteten. Denn sie hofften auf Gottes Hilfe. Vergeblich. Denn Gott hatte uns verlassen. Er hatte sich von uns abgewandt. Ohne jegliche Reue. Er hatte uns verlassen. Und wir hatten unsere Mauer errichtet. Um uns zu schützen.

Ein lautes Schluchzen riss mich aus den Gedanken. Es kam von der Frau. Nun sah ich, was mir bis jetzt verborgen geblieben war. Unter ihrem zerrissenen Mantel versuchte sie ein Baby zu verstecken. Ein Neugeborenes. Es dürfte wohl nicht älter als drei Monate alt sein.

Und erneut keimte in mir der Hass auf. Wie konnte diese Unreine, einem Kind so etwas antun? Einem Unschuldigen. Es war doch noch ein Baby. Wie konnte sie es gebären und als Terroristen aufziehen. Dieses Kind hatte keine Chance erhalten. Mit dem Tag seiner Geburt war sein Schicksal besiegelt gewesen. Und die Frau trug die Schuld daran. Ich konnte für das kleine Ding nur hoffen, dass das Rechtssystem Gnade walten ließ. Ich hoffte für den Neuling, dass er eine neue Identität bekam und einer Familie übergeben wurde, die sich gut um ihn kümmerte.

Als der Soldat, der sich der Frau vorhin ein paar Schritte genähert hatte, das Kind sah, entriss er es ihr. Ein lauter Schrei des Babys drang in meine Ohren. Sofort klatschte ich meine Hände darauf. Ich ertrug es nicht, das Kind weinen zu hören. Es konnte nichts dafür. Es hatte nichts getan. Es war doch genau so unschuldig wie ich und jeder andere Reine in diesem Raum. Aber das zählte nicht. Nichts von all dem zählte. Denn wir alle wussten, dass der Neuling schon einer Gehirnwäsche unterzogen worden war.

Wir erkannten es daran, dass er nicht aufhörte zu strampeln. Er wehrte sich vehement gegen den Soldaten, der ihm doch gerade das Leben retten wollte. Er weinte. Er schrie. Ja, er wollte

meinen Kommilitonen sogar beißen.

Denn er betrachtetet uns als Feinde.

Ohne ein Wort zu verlieren, übergab der vordere Soldat, der wohl das Kommando übernommen hatte, der Soldatin neben mir das Kind. Ja, jener Soldatin, die fast geweint hätte, als wir das Haus aufgebrochen haben.

Und wie durch ein Wunder hörte das Kind auf zu weinen. Ich konnte es mir selbst nicht erklären. Aber das Baby kuschelte sich an die Brust der Soldatin und schloss die Augen.

Welch ein Glück. Es gab noch Hoffnung für den Kleinen.

Nach diesem zärtlichen Anblick wandte ich mich wieder dem Paar zu. Wahrscheinlich waren sie nicht verheiratet und somit durch noch eine Sünde geplagt. Aber es spielte keine Rolle. Ihre Zukunft lag nicht mehr in ihren Händen.

Denn der Soldat, dem nun wohl die Führung gebührte, hob die Waffe und schoss. Ohne zu zögern. Ohne ein einziges Blinzeln. Er schoss auf den Mann. Direkt in die Brust. Und für den Bruchteil einer Sekunde war ich stolz auf mich. Denn ich war so in Gedanken versunken gewesen, dass ich gar nicht weggeblickt hatte. Zum ersten Mal. Es gab also noch Hoffnung für mich. Ich war hier nicht falsch am Platz. Ganz im Gegenteil. Ich hatte es verdient hier zu sein. Ich hatte mich zurück gekämpft. Ich war wieder im Spiel.

Dann aber verdunkelten sich meine Gedanken. Denn ich hatte gerade beobachtet, wie jemand kaltblütig ermordet wurde. Von einem der meinen. Am liebsten würde ich schreien. Schreien, weil es mir etwas ausmacht. Denn es sollte mir nichts ausmachen. Der Mann wollte es nicht anders. Denn hätte er sich selbst gestellt, und hätten wir ihn nicht erst aufsuchen müssen, so hätten die Richter bestimmt Gnade walten lassen. Denn das taten sie immer.

Wurde uns erzählt. Denn wir selbst waren ja nicht würdig, bei diesen Verhandlungen dabei zu sein. Es betraf uns nicht. Und es bedurfte mehr Wissen. Wissen, das ich mir natürlich aneignen könnte. Wissen, das ich aber nicht brauchte. Denn ich hatte alles, was mein Herz begehrte. Eine Wohnung. Eine Arbeit. Bildung. Ja, ich hatte sogar Freunde und ein wirkliches Zuhause. Und das war es doch, was zählte. Gerade in Zeiten wie diesen.

Das Schreien der Frau holte mich zurück ins Hier und Jetzt. Wie eine Verrückte zehrte sie an dem Leichnam ihres Mannes herum, aus dessen Wunde noch immer ein wenig Blut quoll. Würde ich es nicht besser wissen, würde ich sagen, er lebte noch und röchelte um sein Leben. Sonst könnte doch auch kein Blut aus der Wunde austreten. Doch das war nicht möglich. Denn der Schuss war perfekt gewesen. Mitten ins Herz. Direkt in das wichtigste und entscheidendste Organ des Menschen. Er musste sofort tot gewesen sein. Es ging praktisch gar nicht anders.

Die Frau sah das scheinbar gleich. Denn immer noch zehrte sie am Leichnam ihres Mannes

und es schien, als versuchte sie etwas zu finden. Und als sie endlich fand, was sie gesucht hatte, traute ich meinen Augen nicht. Denn sie zerrte ein in sich zusammengekauertes Mädchen und einen weinenden Jungen unter dem Mann heraus. Beide durften wohl nicht älter als zehn Jahre sein. Und abgemagert waren sie auch. Das Mädchen zumindest. Der Junge sah gut aus für sein Alter. Wenn ich das Alter denn richtig einschätzte. Beide Kinder schluchzten und atmeten so leise, dass man es kaum vernehmen konnte. Wahrscheinlich hatten wir sie deshalb auch gerade nicht gesehen. Denn der Mann konnte nicht problemlos beide Kinder verdeckt haben. Zwar war er breit gebaut, doch nicht so dick, dass er hätte beide schützen können. Und auch seine Klamotten waren wohl nicht ausreichend gewesen, um seinen Sohn und seine Tochter zu verdecken.

Die zwei hatten sich gut angepasst. Das wiederum war ganz und gar nicht gut für sie. Denn das bedeutete, dass sie nicht von ihren Eltern weg wollten. Und dass sie genau so drinsteckten, wie die beiden. Ich hoffte für das Mädchen und den Jungen bloß noch, dass man sie bekehren konnte.

Denn das ging. Uns wurde schon oft von Fällen berichtet, bei denen die geretteten Kinder bekehrt wurden. Sie wurden dann zu Soldaten erzogen und kämpften Seite an Seite mit uns gegen ihre ursprüngliche Familie. Ihrer Familie, wegen der sie diverser Torturen ausgesetzt gewesen waren.

Diese Kinder machten auf mich aber nicht den Eindruck, als würden sie in geraumer Zeit dazu bereit sein, zu merken, dass sie von ihren Eltern nur ausgenutzt worden waren. Wie auch? Sie waren doch noch so jung. Jung und dumm. Sie konnten nichts dafür in diesem Umfeld aufzuwachsen. Aber sie stecken mit drin. Und wenn sie nicht bereit waren, sich zu lösen, fanden sie keine Rettung. Ich betete, dass ihnen das bewusst werden würde.

„Bitte. Bitte lasst Gnade über meine Kinder walten. Sie können nichts dafür. Bitte“, vernahm ich dann das Flehen der Frau. Gerne würde ich von mir aus behaupten, dass sie mir leidtat. Dass ich so etwas wie Mitleid empfand. Doch das war nicht der Fall. Im Gegenteil. Mein Hass auf sie wuchs. Denn sie hatte so viel Schlechtes getan, wie tausende Reine zusammen es nicht hätten tun können. Sah man sie an, so blickte man auf ein Gesicht, auf dem ganz groß Schuld stand. Ihre Augen, ihre Lippen, ihre Falten, ja sogar ihre Gesichtszüge – alles war davon geprägt. Absolut alles. Und ich hoffte, ja ich wünschte mir, dass sie ihr Baby, ihre Tochter und ihren Sohn nie wieder sehen würde. Denn sie hatte es nicht verdient. Nicht sie. Alles an ihr war schlecht. Unrein. Verseucht.

„Steh auf.“, sagt der Soldat, der den Mann erschossen hatte mit kühler Stimme. Keine Emotion war zu hören. Keine Gefühlsregung schien ihn zu umgeben. Und ich fragte mich, ob er wohl das gleiche dachte, wie ich.

Die Unreine tat, wie ihr befohlen. Ihre Kinder nahm sie an die Hand, sobald sie stand. Ihre Beine zitterten. Ich konnte nicht genau sagen wieso. Es konnte an der Angst liegen, genau so gut aber an ihrer Krankheit oder der Schuld, die sie verspürte. Jedenfalls schien es, als würde sie jeden Moment umkippen. Als würde sie gleich hier auf der Stelle zusammenbrechen. Mir schoss dabei allerdings nur ein Gedanke in den Kopf. Und ich frage mich keineswegs wie sie sich jetzt fühlte. Mich berührte es auch nicht, ob ihr alles leidtat. Es zählten für mich nur die Kinder. Denn ich fragte mich, was sie dachten.

Und gerade als einer der Soldaten hinter mir vortreten wollte, ging alles so schnell, dass ich selbst nicht mehr mitkam. Der ängstliche Ausdruck auf dem Gesicht der Frau verschwand. Ihre Lippen verzogen sich zu einem schämigen Grinsen. Ihre Beine hörten auf zu zittern. War sie zuvor noch gebückt und weinend in der Mitte des Raumes gestanden, so stand sie jetzt Pfeil gerade dar und verspottete uns. Ihre Augen verhöhnten uns. Und man konnte sehen, dass sie mit sich selbst kämpfen musste, um nicht sofort zu lachen. Ihre Kinder schienen in dem Moment auch keine Rolle mehr zu spielen.

Denn plötzlich zählte für die Unreine nur noch der Soldat vor ihr. Sie stand keinen Meter mehr von ihm entfernt. Auge in Auge. Und dann schlug sie plötzlich zu. Sie hob ihre Hand so schnell, dass ich meinen Augen gar nicht trauen konnte. Denn sie konnten das Spektakel nicht verfolgen. Jedenfalls sah ich dann nur noch die Frau, wie sie mit der Waffe vor meinem Kommilitonen stand. Innerhalb von Sekunden hatte sie Rollen getauscht. Denn nun war sie es, die kaltblütig schoss. Sie war es, die keine Gnade mehr zeigte. Und er war es, der tot zu Boden fiel.

Das Gewitter, das draußen um die Häuser zog, unterstützte die Stimmung hier drinnen nur. Denn der Donner, der hallte, spiegelte das Gebrüll der Waffen wieder. Und die Blitze, die hin und wieder den Raum in ein grelles Licht versetzten, schienen die Geister der Toten zu sein, die uns nun heimsuchten.

Und dann geschah alles so schnell, dass mein Gehirn gar nicht so richtig verarbeiten konnte, was hier geschah. Denn die Unreine richtete die Waffe auf mich. Sie zielte auf mich und hätte wohl auch geschossen. Ja, sie hätte geschossen, wenn da nicht ihr kleiner Junge gewesen wäre, der weinend an ihrem Ärmel gezupft hätte. Sie wandte sich ihm zu und flüsterte dem Buben etwas ins Ohr. So leise, dass ich es nicht verstehen konnte.

Wahrscheinlich hätte ich es aber auch nicht verstehen können, wenn die Frau es lauter gesagt hätte. Denn alles was ich hörte war mein Herz. Ich hörte wie es schlug. Heftig. Schnell. Fast schon ängstlich.

Ich sah noch, wie der Junge wegrannte. Und ich beobachtete die Lippen der Frau, die sich bewegten. Ich glaube, sie sagte etwas zu mir. Doch ich war mir nicht sicher. Die Situation hatte sich zu radikal, zu drastisch geändert, als dass ich überhaupt noch irgendetwas

verstehen würde. Und so sehr ich es auch versuchte, ich konnte nicht erkennen, was sie sagte.

Meine Augen nahmen nur noch wahr, wie sie von einem Soldaten, der sich ihr wohl heimlich genähert hatte, zu Boden gerissen wurde. Die Waffe fiel ihr aus der Hand. Sie schlitterte in meine Richtung. Ohne weiteres hätte ich sie aufheben können. Und ich hätte die Frau erschießen können.

Doch das tat ich nicht. Denn ich war wie versteinert. Und zum Glück schien es mir niemand übel zu nehmen.

Als ich etwas Schweres auf meiner Schulter spürte, zuckte ich zusammen. So schnell ich konnte wendete ich meinen Blick von dem eben Geschehenen ab und machte mich darauf gefasst, hinter mir einen Feind auszumachen, der mit mir kämpfen wollte. Doch so war es nicht. Ich sah Alexander. Einen Soldaten aus meinem Team. Wir kannten uns schon lange, hatten gemeinsam die Prüfungen bestanden und viele gemeinsame Säuberungen vorgenommen. Deshalb war ich auch froh. Mein Herz machte sogar einen kleinen Sprung. Obwohl es nicht sollte.

„Alles in Ordnung?“, drang seine tiefe Stimme in meine Ohren. Ich versuchte zu lächeln und nickte. Und obwohl ich mir sicher war, dass ich aussah, wie ein schlecht geschminkter Clown, stimmte auch Alex in mein Nicken mit ein und fuhr dann fort, „Geh. Such den Jungen. Er darf uns nicht entkommen. Um die Frau und das Mädchen kümmern wir uns.“

Und als er fertig gesprochen hatte, befolgte mein Körper sofort seinen Befehl. Es war, als hätten sich meine Beine von selbst zur Treppe bewegt. Als würden sie selbst die Stufen erklimmen. Ich schien keine Kontrolle mehr über mich selbst zu besitzen. Doch irgendwie war es mir im Moment egal. Denn ich tat einfach, was ich immer tat. Ich funktionierte, wie ich immer funktionierte. Ich befolgte Befehle.

Gerade, als sich mein Pulsschlag wieder beruhigt hatte, hörte ich zwei Schüsse. Dann den Schrei des Mädchens. Und dann war es still. Ich wusste ganz genau was nun geschehen war. Jemand hatte sowohl Mutter als auch Tochter ermordet. Und ich wünschte, ich könnte von mir selbst behaupten, ich wäre traurig darüber. Doch das war ich nicht. Ich verspürte keine Trauer, sondern nur Befriedigung. Ich stellte mir vor, wie das Blut aus ihnen herauspritzte. Und ich musste laut auflachen, als ich mir dachte, dass die Mutter es verdient hatte. Für einen kurzen Moment fühlte ich mich selbst wie ein Monster. Doch es war mir egal. Denn unser System funktionierte so, wie es eben funktioniert hatte. Und die Soldaten hatten jedes Recht gehabt, die Mutter zu erschießen.

Ohne weiter darüber nachzudenken konzentrierte ich mich wieder auf meine Aufgabe. Ich musste den Jungen finden. Langsam und so leise ich konnte, schlich ich also im oberen Stockwerk herum. Es erschien mir wie ein Dachboden. Verstaubt. Alt. Voll von Spinnweben.

Doch in diesem Moment war mir das egal. Denn es zählte für mich nur eines. Der Junge. Ich musste ihn finden. Er durfte nicht überleben. Denn wenn er überlebte, dann würde er neue Verbündete rekrutieren. Neue Unschuldige gefährden. Das Rechtssystem auf die Probe stellen.

Und dann hörte ich endlich ein Schluchzen. Es kam von einer alten Truhe. Sie war aus Holz. So, wie schier alles in diesem Versteck. Die Kiste durfte wohl genau so groß sein, dass sich der Junge darin verstecken konnte. Daher öffnete ich die Truhe.

Und natürlich befand sich der Junge darin. Er hatte verquollene Augen – das musste wohl vom ganzen Weinen kommen. Und seine Nase war auch rot. Blut klebte an seiner ganzen Kleidung und er biss sich auf die Lippen, um nicht zu laut zu sein.

Aus seinen großen, grünen Augen blickte er mich an.

Und ich wollte ihn aus der Kiste zerrren. Ich wollte ihn den Soldaten übergeben. Ja, ich wollte ihn ins kalte Wasser werfen, weil er einer von ihnen war.

Doch ich konnte nicht.

Er sah mich doch einfach nur an. Er konnte nichts für die Taten seiner Eltern. Er hatte keine Sünden begangen. Keine von denen ich wusste.

Und es entspräche nicht meiner Moral, Unschuldige zu töten. Oder auszuliefern. Schon gar nicht, wenn diese Unschuldigen Kinder waren. Denn Kinder verstanden die Welt noch nicht so, wie sie wirklich war.

Immer noch sah mich der Junge ängstlich.

Vorsichtig legte ich ihm meine Hand auf seine rechte Wange und strick beruhigend darüber. Dann legte ich meinen Zeigefinger an meine Lippen und hoffte, dass er mein Zeichen verstand. Er sollte leise sein. Keinen Mucks von sich geben. Nur so hatte er die Chance zu überleben.

Dann schloss ich die Truhe wieder und ging nach unten, wo sich die restlichen Überlebenden von uns bereits eingefunden hatten.

„Ich konnte ihn nicht ausfindig machen.“, log ich mit brüchiger Stimme, „Oben fand ich eine Art geheimen Ausgang, durch den der Junge wohl entkommen ist.“ Um meine These zu unterstreichen, schüttelte ich den Kopf und ballte meine Hände zu Fäusten. Ich hoffte, dass man mir glaubt.

„Ich habe etwas ähnliches im unteren Stock entdeckt.“, beteuerte ein anderer Soldat und ich atmete erleichtert aus. Meine Lüge konnte also fruchten. Zumindest solange keine meine Aussage überprüfte.

Ohne ein weiteres Wort verließen wir alle – die überlebenden Soldaten der Säuberung – das Versteck und stiegen in unsere schwarzen Regierungsfahrzeuge. Es war kein glorreicher

Abschluss für uns gewesen. Diese Säuberung hatte uns viele gute Männer gekostet. Und sie hatte mich gezwungen, zu lügen.

Kapitel 2

Ich stand an der Essensausgabe. Ganz normal. Das tat ich jeden Nachmittag, wenn der Schichtwechsel vorübergegangen war. Aber ich konnte nicht aufhören, an den kleinen Jungen zu denken.

Wie er mich aus seinen großen, grünen, unschuldigen Augen angesehen hatte. Wie seine Nase rot vom Weinen gewesen war. Wie er in einer Kiste hockte, die einer Art Schutzbunker ähnelte.

Und wie ich mich dazu entschieden hatte, die Gesellschaft zu verraten. Ich wusste nicht, was mich dazu getrieben hatte, dem Jungen nachzugeben. Doch genau davor hatten sie uns gewarnt. Die Trainer. Sie hatten uns so lange eingetrichtert, wir dürften ihnen nicht trauen. Sie würden ihre Schuld verschleiern wollen. Und genau das hatte der Junge getan. Er hatte mich um den Finger gewickelt. Und ich hatte mich um den Finger wickeln lassen.

Schande sollte über mich ergehen. Ich war eine Gefahr für die Gesellschaft. Der Unreine hatte mich zum Verräter gemacht. Denn ich hatte meine Sünde nicht einmal gestanden. Als ich endlich an der Reihe war, meine tägliche Ration an der Kantine abzuholen, sah mich die Frau hinter dem Tresen komisch an. Ich würde gerne sagen, ich wüsste nicht wieso, doch mein langes blondbraunes Haar hing mir verfilzt den Rücken hinunter, mein Gesicht wurde von blutenden Schrammen geziert und meine Augen hatte ich zu Schlitzern zusammengezogen. Es war keine Zeit geblieben, mich wieder auf Vordermann zu bringen. Gerade noch hatte ich es geschafft, mir ein neues Gewand überzuwerfen. Doch das schien die Gesamtsituation auch nicht zu bessern.

Für einen kurzen Moment fragte ich mich, wie es wohl wäre, wenn ich mit meinem Blut verschmierten Auftragsgewand hier herein marschiert wäre. Erfreut wäre bestimmt niemand gewesen. Denn bei uns Frauen war das unangebracht. Ich konnte froh sein, dass ich überhaupt Hosen tragen durfte. Denn die meisten weiblichen Reinen waren dazu verdonnert worden, nur Röcke und Kleider zu tragen. Es hieß, es entsprach mehr dem weiblichen Körper. Doch so wirklich konnte ich mich mit dem Gedanken nicht anfreunden. Wieso denn auch? Er ergab einfach keinen Sinn.

Die anderen Reinen schienen da anderer Meinung zu sein. Wie auch immer, es hatte mich nicht zu berühren. Schließlich lebten wir ohnehin in einer Welt, in der jeder für sich kämpfte. Man sollte niemandem vertrauen. Und wirkliche Freunde gab es auch nicht. Natürlich gab es Menschen, die man gern oder weniger gern mochte; aber sobald man sich auf jemanden verließ war man verloren.

Im schwarzen Regierungswagen hätte ich Alexander gerne anvertraut, was ich getan hatte. Ich hätte ihm gerne meine Sünden offengelegt. Doch ich wusste, es war nicht möglich. Denn in dem Moment, in dem ich es ausgesprochen hätte, wäre ich verloren gewesen. Er hätte es den anderen sagen müssen. Sie hätten mich festnehmen und exekutieren müssen. An Ort und Stelle. Vielleicht wäre es ja besser gewesen. Vielleicht aber auch nicht. Ich konnte es nicht sagen.

Alex hätte es natürlich nur getan, um seinen Pflichten als ehrlicher Staatsbürger nachzukommen. Doch das hätte mir nicht weitergeholfen. Und dem Jungen auch nicht. So schnell ich konnte, schob ich den Gedanken wieder in die hinterste Schublade. Denn es half mir in just diesem Moment nicht weiter. Ich hatte mein Volk, meine Nation, meine Familie verraten. Und nichts würde das ändern können. Es sei denn... Es sei denn, ich fand den Jungen. Wenn ich das Kind fand, das mir das hier angetan hatte, dann würde ich gut machen, was ich verbochen hatte. Dann müsste ich nicht mehr mit meinen Sünden kämpfen müssen.

Mit einem Lächeln im Gesicht – oder besser gesagt mit einem Grinsen – nahm ich mein Tablett mit meiner üblichen Tagesration und setzte mich auf einen Einzeltisch. Heute wollte ich einfach mit niemandem reden. Ich wollte in meiner Stille leben und mit meinen Gedanken kämpfen.

Deshalb kam es mir nicht gerade recht, als sich Amelia zu mir an den Tisch setzte. Mit einem Lächeln im Gesicht, sah sie auf mein Brot und deutete darauf.

Brot war in der heutigen Welt eine Rarität. Brot war wie Blumen. Wunderschön aber kaum zu haben. Bis vor zwei Jahren, sah man Blumen, wo auch immer man hinblickte. Doch dann kam das Gas. Die Amerikaner hatten alles Schöne zerstört. Sie warfen damals Bomben vom Himmel, die wie Sternschnuppen ihre Wege zogen. Gehen würde ich sagen, vor zwei Jahren wäre ich zu jung gewesen, um die Gesamtsituation zu verstehen. Doch ich war nicht zu jung gewesen. Damals war ich gerade erst vierzehn gewesen, doch die Ausbildung begann schon am Tag meiner Geburt. Ich war eine Soldatin. Und dazu war ich von Anbeginn meiner Zeit erzogen worden. Ich kannte es nicht anders. Daher waren die Bomben keine Überraschung. Sie hatten es uns gesagt. Die Obersten. Sie hatten uns vor den anderen außerhalb der Mauer gewarnt.

Und trotzdem fand ich die Blumendebatte einfach nur schade.

Um nicht in einem Strudel negativer Gedanken zu versinken, wandte ich mich wieder Amelia zu. Sie starrte noch immer wie gebannt auf mein Brot. Und ich schob es ihr rüber. Um ehrlich zu sein, war es eine Erleichterung für mich. Ein Stein fiel mir vom Herzen. Denn immer, wenn ich diese Scheibe Brot essen musste, dann nahm ich zu. Wahrscheinlich weil mein Körper es nicht gewohnt war. Aber das spielte dann keine Rolle mehr. Denn es zählte nur das

Wiegeergebnis. Denn wenn ich zu viel wog, dann würde ich vom Dienst suspendiert werden. Das war eine strikte Regel. Eine Regel an die man sich halten musste. Wog man zu viel, wurde man in eine Klinik eingeliefert. Denn das war dann die einzige Rettung.

Amelia hatte da etwas mehr Glück als ich. Sie konnte essen, was sie wollte. Sie schien nicht dick zu werden.

Nachdem ich ihr mein Brot gegeben hatte, beschäftigte ich mich mit meiner Suppe. Sie sah aus wie ein brauner, verkochter Haufen. Ein Haufen Erde würde ich sagen. Doch alle Reinen vermieden es, dieses Wort auszusprechen. Denn Erde brachte nur Krankheiten. Erde war ein Produkt der Natur. Und die Mauer ermöglichte es uns, von eben jener Natur fernzubleiben. Sie stülpte sich wie eine Schneekugel um unsere Stadt. Wenn man vor dem Gebäude der Regierung stand, sah man sie, sollte man in den Himmel blicken. Täglich war es schön, sie wieder zu sehen. Doch von den Katastrophen blieben wir nicht verschont. Es war bloß eine Art Netz, die die Natur von uns fernhielt. Sie konnte so nicht eindringen, weil sie zu groß war. Sollten die Amerikaner also wieder mit ihren Bomben kommen, so würden sie unser Netz aus Stachelzaundrähten zerstören. Und sie würden die Natur und die Krankheiten in unser Land lassen. Sie würden uns vergiften. Sie würden uns zerstören. Sie würden Spaß daran haben, zuzusehen, wie die Natur uns einem nach dem anderen nahm. Wie wir ausstarben. Wie wir erkrankten.

Schnell schob ich die Gedanken beiseite. Denn das würde nicht passieren. Unser Schneekugel-Zaun war dicht. Unsere Regierung war gut. Und wir Soldaten waren ausgebildet. Gut ausgebildet. Sehr gut sogar! Wir könnten unsere Freunde und unsere Gesellschaft verteidigen. Selbst wenn wir dafür sterben mussten.

Ich wandte mich wieder meiner Suppe zu, doch ich beschloss, sie einfach stehen zu lassen. Je weniger ich aß, umso weniger Angst musste ich vor dem nächsten großen Wiegen haben. Und dieses Wiegen war morgen.

Jede Woche wurden wir einmal gewogen, damit sich unsere Arbeitgeber einen Blick über unsere Zahlen verschaffen konnten. Also wir Soldatinnen mussten uns auf die Waage stellen. Bei den Männern war es egal, wie viel sie wogen. Schließlich mussten sie ja härter arbeiten als wir. Und das konnte ich durchaus nachvollziehen.

Außerdem lag es in unserer weiblichen Natur schön auszusehen. Und man konnte nur schön sein, wenn man dünn war. Sonst würde man keinen Mann finden. Und schon gar keine Kinder adoptieren dürfen. Für jede Frau war das der Horror.

Denn wir alle waren unfruchtbar. So nannten es zumindest die Ärzte. Wir bekamen ein Medikament, das wir schlucken mussten. Damit wir keine Schmerzen hatten, sagten sie. Und das war auch gut so, denn es bracht uns recht wenig, Kinder unter Schmerzen selbst zu bekommen, wenn es doch auch Zeugerinnen gab. So nannte man die Frauen, deren Job es

war, die Gesellschaft mit Kindern zu versorgen. Die meisten von ihnen waren dick. Und hässlich. Doch das war egal. Denn sie zeugten unsere Kinder. Und immer, wenn eine Frau und ein Mann von der Regierung die Erlaubnis erhielte, sich für immer aneinander zu binden, dann erhielten sie ein Jahr danach ihr Kind. Ihre Partnerschaft wurde eingetragen, und ihre Familie wurde den anderen bei der großen Jahresrede vorgestellt.

Weiter in Gedanken versunken, stand ich auf und brachte meine Suppe wieder zurück zur Kantine. Die Frau dort sah mich komisch an. Diesmal vermutlich nicht aufgrund meines Aussehens, sondern weil ich keinen einzigen Löffel der Suppe zu mir genommen hatte. Heute musste ich Hungern. Das hatte ich mir gerade eben vorgenommen. Erstens, um morgen ein gutes Ergebnis zu erzielen; zweitens, um mich selbst zu bestrafen. Für meine eben begangenen Fehler.

Mühsam schleppte ich mich raus aus der Kantine, direkt zu meinem Unterrichtsraum. Denn jetzt hatte ich meine Theoriestunden abzusitzen. Ein Glück, dass es mein letztes Jahr voll Verzweiflung war. Alles was ich dort lernen musste, hatte ich auch die letzten zehn Jahre schon gelernt. Lesen. Zumindest konnte ich es annähernd. Schreiben durfte ich nicht lernen, das war nur den Höheren bestimmt. Und das Gesellschaftsbild, kannte ich auch schon auswendig, so oft hatte ich schon davon gehört.

Immer noch in Gedanken versunken, nahm ich meinen Platz in der letzten Reihe ein und legte meinen Kopf auf den Tisch. Bis die Lehrerin kam, würde ich schlafen.

Zu blöd, dass sie in genau diesem Moment mit den anderen Schülerinnen und Schülern den Raum betrat. Sie lächelte. Doch es war ein falsches Lächeln. Denn in der anderen Hand hielt sie den Eisenstock. Den Eisenstock, mit dem sie uns schlug, wenn wir nicht aufmerksam waren. Der Eisenstock, wegen dem schon viele Leute in der Krankenstation gelandet waren. Ja, es war derselbe Eisenstock, der schon einige meiner Kommilitonen getötet hatte. Denn die Lehrerin war erbarmungslos. Wer nicht aufpasste, hatte es nicht verdient zu leben. Der er verstand die Ordnung nicht. Derjenige verstand nicht, wieso und wie die Dinge ihren Lauf nahmen. Und er war eine Behinderung der Gesellschaft. Genau wie die Unreinen. Er war nicht perfekt. Und alles, was nicht perfekt war, gehörte nicht in diese Welt.

Die Lehrerin schob ihren stählernen Stuhl quietschend beiseite. Es war ein Quietschen zu hören, das den ganzen Raum erfüllte und meine Ohren beinahe platzen ließ. Gerne wäre ich aufgestanden und hätte ihr gesagt, sie solle solch Quälereien doch bitte unterlassen. Doch das war nicht meine Aufgabe. Meine Aufgabe war es, still hier zu sitzen und mir anzuhören, was ich schon tausende Male zuvor gehört hatte. Wie wir funktionierten. Wer wir Reinen waren. Warum es unsere Schutzmauer gab. Ich hätte zu diesem Zeitpunkt selbst einen Vortrag darüber halten können. Und manchmal erschien es mir so, als wollten sie genau das erreichen. Die Obersten. Als wollten sie, dass wir selbst einmal das lehren würden, was sie

uns sagten. Ich hatte noch nie verstanden, warum ihnen eben solches Weitergeben von Wissen so wichtig war – doch wahrscheinlich lag es nur in ihrem Interesse, damit viele Personen Ahnung von der Rangordnung hatte. Denn je weniger all dies hier verstanden, umso mehr Exekutionen würde es geben. Und das wollte schließlich niemand.

Und bevor ich weiter über mir ohnehin unbekannte Tatsachen grübeln konnte, begann Mrs Eil auch schon, uns über die Menschen von Anbeginn der Zeit zu berichten: „Ihr müsst wissen, meine Lieben, früher waren Menschen nicht einfach Menschen. Es gab sie nämlich in aller Art. Es gab dicke und dünne. Es gab schöne und hässliche. Es gab arme und reiche. Es gab schwarze und weiße. Es gab schlaue und dumme. Und jeder dieser Menschen hatte die Wahl über seine Zukunft selbst zu entscheiden. Dies mag auf den ersten Moment zwar schön klingen, doch niemand beachtete, was die Natur währenddessen mit den lebenden Personen machte. Da die Wissenschaft damals, vor etwa zweihundert Jahren, noch nicht so ausgereift war, wie jetzt – und zwar die Wissenschaft jeglicher Art, egal ob geografisch, literarisch, kriegstechnisch, soziologisch, psychologisch, physikalisch, moralisch, medikamentös oder politisch betrachtet –, verstanden die Leute von früher auch nicht, was sie hätten verbessern können und welche Gefahr ihnen drohte. Denn während die meisten in Schulen wie diese hier gingen, schwärzte sich der Himmel. Die Amerikaner, die Afrikaner, die Asiaten und das restliche Europa hatten beschlossen Krieg zu führen. Und obwohl es damals so einige Verträge einer Union gab, hatte uns niemand informiert. Unser Land Aritnem war in die Wahl, ob es Krieg geben sollte oder nicht, nicht miteinbezogen gewesen. Denn wir waren ihnen zu klein gewesen. Eine Stadt hatte ihnen nicht ausgereicht. Stattdessen hatten die Großmächte beschlossen, sich alles unter den Nagel zu reißen, was sie fanden. Sie beuteten die ärmeren Völker aus und vertrieben Ungebildete, anstatt ihnen Bildung zu schenken. Ja, die Leute früher handelten wie Barbaren. Denn das waren sie auch. Niemand nahm Rücksicht auf den anderen. Und genau das kam der Natur zu Gunsten.“ Als Mrs Eil das Wort Natur aussprach, ging ein erschrockenes Raunen durch die Menge. Obwohl wir alle schon tausend Mal hiervon gehört hatten, so konnten wir immer noch nicht wahrhaben, wie die Menschen sich von der Natur hatten verdrängen lassen können. Es war schrecklich, zu wissen, dass wir früher gehandelt hatten, wie Wilde. Müssten wir jetzt über Leben oder Tod dieser Leute entscheiden, würden wir sie wohl, ohne zu überlegen, exekutieren. Schließlich lernten wir es auch so.

„Die Natur drang nämlich ganz heimlich und schier unmerklich immer weiter in unsere Reiche vor. Sie verwüstete Städte mit Orkanen. Sie überschwemmte Küstenregionen. Sie ließ Völker durch Trockenperioden verhungern. Doch niemand der Großmächte schien dies zu merken. Denn der Krieg war zu diesem Zeitpunkt schon weit fortgeschritten gewesen. Sehr weit. Die Hälfte der Weltbevölkerung wurde letztlich vor etwas mehr als hundert Jahren

ausgelöscht. Ich will nicht verleugnen, dass es nicht auch seine positiven Aspekte hatte. Je weniger Menschen diesen Planeten nämlich bevölkerten, umso weniger konnten Schaden anrichten. So dachten auch die ursprünglichen Gründer unseres Staates Aritnem. Drei weise Männer schlossen sich zusammen. Sie erkannten, welche Gefahr von der Natur und dem immer noch wehrenden Krieg ausging. So erbauten sie eine Mauer aus Stacheldrahtzäunen. Erst aber ließen sie noch eine Lücke, schließlich wollten sie nicht bloß zu dritt eine so große Fläche Land bewohnen. Sie suchten Verwandte und Verbündete von höchstem Wissen und bestem Charakter zusammen, und boten ihnen an, Teil ihres Staates zu werden. Dankend nahmen die ersten Reinen das Angebot an. Es waren wohl etwa dreihundert Männer und Frauen. Und schon nach kürzester Zeit vermehrten sich diese. Es entstanden Beziehungen und Familien. Und es herrschte Friede. Es herrschte Friede, obwohl in der Welt draußen noch immer Krieg tobte und Menschen um ihr Leben kämpfen mussten. Auch die Natur war noch in den Krieg involviert. Sie wollte nicht nachgeben, schreckte nicht zurück. Denn es war ihr Planet. Und ihren Planeten würde ihr niemand wegnehmen.

Doch als die Natur eines Tages unsere Mauer entdeckte, wurde sie eifersüchtig. Denn sie war immer alleine. Sie konnte noch so viele Verbündete oder Soldaten haben, sie konnte Krankheiten in die Welt schicken, so viele sie wollte; sie empfand immer noch das Gefühl von Einsamkeit. Genau aus diesem Grund versuchte sie auch Aritnem zu zerstören. Es funktionierte jedoch nicht. Der Zaun war zu stark befestigt worden. Die Weisen hatten zu gute Arbeit geleistet. Ihr Staat funktionierte zu prächtig. Ja, unser Staat erblühte heller als Mutter Natur es jemals tun könnte. So schlossen die Urväter einen Vertrag mit ihr: ließe sie uns in Frieden und gäbe uns bloß zehn ihrer Blumen, würden wir auf die Frage, woher wir kämen, antworten, wir seien ein Geschöpf ihrer selbst.

Die Natur ging darauf ein. Und schneller als man bis drei zählen konnte, sprossen aus unserem Boden blühten. Blumen versüßten einem den Tag, denn im Gegensatz zum Himmel, der noch immer schwarz war und manchmal durch grelle Blitze erhellt wurde, leuchtete Aritnem schöner denn je. Und somit auch schöner als Mutter Natur. Die Natur versuchte ihren Vertrag rückgängig zu machen, es funktionierte aber nicht, die Blumen fühlten sich in einer sicheren Umgebung wie unserem Staat einfach zu wohl. Daher vergiftete sie eine einzige Pflanze, die uns anderen auslöschen sollte. Das war nun etwa vor siebzig Jahren. Die Obersten können es euch noch besser erklären als ich, denn sie waren damals dabei gewesen. Bei all diesen Spektakeln. Wenn ihr sie ihnen jemals begegnen solltet, scheut euch nicht, sie nach den damaligen Geschehnissen zu fragen.

Schon nach ein paar Tagen gab es zum ersten Mal Streit in unserer Bevölkerung. Kurz darauf folgten Morde, Diebstähle, Vergewaltigungen und andere Verbrechen. Denn jeder Reine, der mit dieser Pflanze in Berührung gekommen war, war vergiftet worden. Er war unrein

geworden. Dämonen hatten sich in seinem Kopf eingenistet und steuerten von diesem Zeitpunkt an seine Gedanken. Er hatte keine Kontrolle mehr über sich selbst. Aber das war längst nicht alles. Denn die Pflanze, die die Natur ausgesandt hatte, um uns zu vernichten, zeugte Kinder. Und ihre Kinder brachten Krankheiten mit sich. Mehr als ein Drittel der Reinen wurden von diesen Krankheiten befallen. Auch sie wurden zu Unreinen. Doch die Menschen, die verseucht worden waren, wollten es nicht wahrhaben. Daher gründete man einen Orden. Den Orden der Obersten. Jene Mitglieder trugen ab sofort die Verantwortung dafür, die Unreinen zu finden und sie einzusperren oder zu exekutieren. Erst gab es an der Idee keinen Haken, doch mit der Zeit wurden es zu viele Unreine, die unseren Staat befleckten. Man gründete also neue Schulen. Schulen, in denen Soldaten und Soldatinnen erzogen wurden. Schulen wie diese hier. Schnell merkten die Obersten, dass ihre Idee fruchtete. Und um die Reinen von den Unreinen zu erkennen, beschloss man, dass alle reinen Frauen gleich aussehen sollten. Denn nur so, war man sich sicher, niemand falschen zu bestrafen. Der ideale Mensch war nun also geboren worden.“, beendete meine Lehrerin letztlich ihren Aufsatz.

Da alle Schüler und Schülerinnen im Raum klatschten, beschloss auch ich, meine Hände zu dieser einfältigen Geste zu zwingen. Je länger ich darüber nachdachte, umso logischer erschien es mir, selbst Teil dieser Gesellschaft und deren Regeln zu sein. Denn würde ich wirklich selbst über mich entscheiden wollen? Jede meiner Handlungen hätte Konsequenzen. Konsequenzen, die uns alle beeinflussen würden. Es war einfach leichter, Befehle zu befolgen. Befehle waren wie eine Art Sicherheit. Man wusste, was zu tun war. Und man trug nicht die Schuld daran, wenn etwas nicht funktionierte. Zumindest nicht als solch niedrige Soldatin wie ich es war.

Erst als Mrs Eil vor Ende der Stunde noch eine Schülerin bat, ihre Frage zu äußern, bemerkte ich, dass jemand die Hand gehoben hatte. Nie zuvor hatte jemand eine Frage zur Entstehungstheorie gehabt, deshalb merkte ich auf den ersten Blick, dass ein Neuling hier in der Klasse saß. Bisher war sie mir zwar nicht aufgefallen, doch die Soldatin sah anders aus als wir. Sie hatte keine langen Haare und ihre Augen waren Blut unterlaufen. Es wirkte, als ob es ihr nicht gut gehen würde. Doch das war unmöglich. Denn wir Reinen wurden nicht krank. Es gab zu viele Medikamente, die wir täglich nahmen, als das wir hätten einen Virus aufschnappen können.

„Wie kommt es, Mrs Eil,“, zog die Soldatin den Namen der Professorin spöttisch in die Länge, als ob sie uns andere auf irgendetwas aufmerksam machen wollte, „dass nur wir Frauen alle gleich sein müssen? Wieso dürfen Männer aussehen, wie sie sollen? Und wieso müssen wir täglich hungern, um beim wöchentlichen Großen Wiegen nicht ein Gramm zu viel zu haben?“

Ein spöttisches Grinsen breitete sich auf dem Gesicht der Unbekannten aus, während ein Raunen durch die Mengen ging. Tatsächlich erschien mir ihre Frage in diesem Moment akzeptabel. Ich selbst hatte sie mir zwar noch nie gestellt, aber die Soldatin hatte recht. Wieso zählte es nicht, wie Männer aussahen? Und wieso wurden Männer nicht gewogen? Wieso bekamen sie größere und bessere Tagesrationen als wir?

Bevor ich mich weiter mit den eben im Unterbewusstsein erschienen Fragen beschäftigen konnte, riss das Mädchen ihre Hände in die Luft. In der Hand hielt sie etwas mir Unbekanntes. Denn es war kein Computer oder Laptop auf den in großer Schrift etwas geschrieben stand. Der Untergrund, den die Worte zierte, war weiß. Und viereckig. Er schien instabil. Und er wackelte. Nicht so, wie ein Tablet, wenn die Hände zitterten. Er wackelte viel mehr. Fast so, als ob jede Bewegung der Unbekannten in die Mitte hin verstärkt wurde und am Rand wieder abschwächte.

Gerade als ich meinen Blick dem Geschriebenen zuwenden wollte, ging die junge Erwachsene zu Boden. Denn Mrs Eil hatte sie mit dem Eisenstock geschlagen. Blut rann ihr aus der Nase, doch es schien ihr nichts aus zu machen. Stattdessen entsprang ihrer Kehle ein rauchiges Lachen. Mrs Eil schlug erneut zu. Noch ein Lachen. Ein weiterer Schlag. Mehr Blut. Und dennoch ein weiteres Lachen.

Als unsere Lehrerin zum wahrscheinlichen Todesschlag ausholte, musste ich wegsehen. Die Soldatin hatte doch nichts getan. Sie hatte einfach nur ihre Meinung gesagt.

Nein, nicht einmal das hatte sie getan. Sie hatte nur eine Frage gestellt. Eine Frage, die wir uns alle schon lang hätten stellen sollen.

So schnell ich konnte, rannte ich, nachdem die Sauerei aufgewischt und die Leiche weggezerrt worden war, aus dem Raum. Noch nie hatte ich das Gefühl, die Schule so schnell verlassen zu müssen, wie heute. Ich konnte keine Minute länger hier verbringen. Deshalb kam es mir gelegen, als ich endlich aus dem Hochhaus in die frische Luft stieß.

Ich nahm einen Atemzug. Dann noch einen. Und noch einen. Und noch einen. Und noch einen. Und noch einen. Ich nahm so viele, bis ich wieder frei atmen konnte. Oder zumindest das Gefühl hatte, frei atmen zu können.

Heute hatte ich zu viele Tote gesehen. Zu viele Tote in den eigenen Reihen. Ich freute mich nur noch auf meine bescheidene Wohnung und mein Bett. Ich würde mich jetzt schlafen legen, obwohl es bestimmt gerade erst fünf geworden und es für die derzeitigen Verhältnisse noch ziemlich hell war. Und morgen würde ich aufwachen. Ich würde den Tag mit einem Lächeln beginnen. Denn morgen würde besser werden als heute. Es konnte einfach nur besser werden.

Ohne weiter auf meine Umgebung zu achten, setzte ich einen Fuß vor den anderen, während ich dem täglichen Weg zu meiner Wohnung folgte. Zum ersten Mal seit Jahren hielt

ich dabei den Kopf gesenkt. Eigentlich durften wir das auch gar nicht. Wir mussten einfach geradeaus blicken, damit uns die Drohnen, die durch die Luft sausten und die Straßen bewachten, erfassen konnten. Doch ich verspürte das Bedürfnis danach, den Kopf zu senken. Ich verspürte das Bedürfnis, wegen dem toten Mädchen zu rebellieren. Wenn auch nur ein klein wenig. Denn ich hätte an ihrer Stelle sein sollen. Ich hatte den Staat heute betrogen. Nicht sie. Vielleicht störte es mich deshalb auch so sehr, dass man die Soldatin exekutiert hatte.

Ein leises Pst ließ meine Gedanken abrupt Stoppen. Es kam von rechts. Jemand wollte mit mir sprechen. In einer dunklen Gasse, wie ich sah. Denn als ich meinen Blick dem Ton zuwandte, konnte ich absolut nichts sehen. Nichts außer Dunkelheit. Endlose Dunkelheit, die die Drohnen nicht ausmachen konnten. Bevor ich die Pros und Contras abwägen konnte, bewegten sich meine Füße Richtung Seitengasse. Ohne darauf bedacht zu sein, was dieser Ausflug für Konsequenzen für mich haben könnte. Oder besser gesagt, haben würde.

Kapitel 3

In der Seitengasse angekommen, musste ich ein paar Mal blinzeln, um überhaupt irgendetwas zu erkennen. Ich kniff meine Augen zu schlitzten zusammen und sah eine zierliche Gestalt, die mich zu sich winkte.

Sie befand sich am Ende der Gasse; wollte wohl unentdeckte bleiben. Obwohl es mir nicht bewusst werden konnte, wieso sich jemand vor den Drohnen versteckte, folgte ich der winkenden Hand. Mir konnte hier schließlich nichts passieren. Die Silhouette war zu zierlich und zu klein, als dass sie einem Verbrecher hätte gehören können. Vielleicht war es ein Kind, das gespielt hatte, und umgeknickt war. Vielleicht war es aber auch ein kleines Mädchen, das dort weinend in der Ecke auf ihre Mutter wartete, weil es sich verlaufen hatte.

Wer auch immer es war; es lag in meiner Pflicht als ehrlicher – wenn man heute nicht mitzählt – und kompetenter Staatsbürger, nachzusehen, ob jemand meine Hilfe brauchte. Mir konnte schließlich nichts passieren. Ich war Soldatin. Von einem Kind würde ich mich also nicht überwältigen lassen, da brauchte es schon etwas mehr.

Ich ging also mit langsamen Schritten zu der winkenden Gestalt vor. Und als ich nahe genug angekommen war, konnte ich zum wohl hundertsten Mal an diesem Tag meinen Augen nicht trauen. Denn vor mir stand der kleine Junge von heute Mittag. Seine Augen waren nicht mehr rot verquollen, seine Nase nicht mehr feurig vom Weinen. Aber er war es. Ohne Zweifel.

Mein sehnlichster Wunsch war in Erfüllung gegangen. Der Junge war zurückgekehrt und ich konnte meinen Fehler bereinigen. Ich konnte gut machen, was ich verbochen hatte. Und würde ich an Gott glauben, würde ich wohl ihm zuschreiben, was mir gerade eben wiederfahren war. Doch Gott war nur ein Hirngespinst der früheren Generation. Sie hatten ihn sich ausgedacht, um an etwas glauben zu können. Sie hatten gehofft, einander so vergeben zu können. Doch funktioniert hatte es nicht. Zu lange hielten die Menschen damals an dem Glauben fest, ein Mann im Himmel könnte ihnen Frieden bringen. Heute wussten wir es besser. Dort oben war niemand – abgesehen von den amerikanischen Bombern, die uns monatlich einen Besuch abstatteten.

Um das Kind vor mir nicht zu verschrecken, hob ich beschwichtigend beide Hände. Sollte der Junge ruhig sehen, dass ich meine Waffe in meinem Arbeitsfach gelassen hatte. Da mussten wir sie schließlich auch lassen. Als oberste Regel galt, jegliche Spitze oder gefährliche Objekte immer am Arbeitsplatz zu verstauen. Sollten uns die Drohnen nämlich mit ihnen sehen, würde das an die Obersten weitergeleitet werden. Und sie bekämen den Befehl zu schießen. Ohne darauf Acht zu geben, ob es nur ein Versehen von uns war, ein gefährliches Objekt bei uns zu haben. Es spielte dann keine Rolle mehr, ob wir einfach vergessen hatten,

unsere Ausrüstung abzulegen, oder ob wir geplant hatten, Seite zu wechseln. Ab diesem Zeitpunkt stellten wir eine Gefahr dar. Und die Drohnen waren darauf abgezielt, jegliche Gefahr zu vernichten.

Der kleine Junge begann zu lachen, was mich dazu brachte, dass ich verduzt stehen blieb. Hatte ich etwa irgendetwas – oder besser gesagt irgendjemanden – übersehen? War ich gerade in einen Hinterhalt gelockt worden?

So schnell ich konnte drehte ich mich einmal um meine eigene Achse. Doch ich konnte niemanden sehen. Außer den Jungen natürlich. Dieser blickte mich nun mindestens ebenso verwirrt an, wie ich ihn zuvor.

„Was willst du?“, fragte ich direkt. Ich war nicht hier, um lange Gespräche zu führen. Es bot sich mir eine Chance, einen Fehler zu bereinigen. Und das würde ich auch tun. Zuvor musste ich nur wissen, wieso das Kind zurückgekehrt war. Es hätte Verbündete suchen können. Es hätte Rache planen können. Es wusste doch, dass seine Mutter ermordet worden war. Oder etwa nicht?

In mir keimte die Frage auf, ob der Junge zurückgekehrt war, weil er wissen wollte, wo seine Mutter war. Bei der Ermordung hatte er sich schließlich gerade versteckt. Und vielleicht war er noch zu klein, um die Gesamtsituation erfassen zu können. Die Unreinen waren nicht so gebildet wie wir, deshalb war es durchaus möglich.

„Ich bin Sam.“, antwortete er, ohne auf meine Frage näher einzugehen.

Sam.

Das klang nach einem schönen Namen. So kurz. Und bündig.

Bei uns hatte nicht jeder einen Namen. Nur die höchsten Soldatinnen und die Männer. Wie unteren hatten bloß Nummern, mit denen wir seit unserer Geburt ausgestattet waren. So war es einfacher für die Befehlshaber, zu erfassen, ob wir Frauen alle beim Dienst erschienen waren.

Zum zweiten Mal am heutigen Tag keimte in mir die Frage auf, wieso nur wir Frauen diese Nummern als Identität trugen. Ob ein Mann zum Dienst erschien oder nicht, spielte keine Rolle. Weder wurde es überprüft, noch notiert, wenn es auffiel. Fehlten aber wir Frauen, dann bekamen wir weniger Lohn. Und fehlten wir zu oft, so wurden wir zurückgestuft oder verloren unseren Job.

All diese Gedanken schob ich so schnell ich konnte beiseite. Denn es war nun einmal so, wie es eben war. Und es gab bestimmt einen guten Grund dafür.

Wäre diese Soldatin heute nicht gewesen, hätte ich mir auch nie Fragen ähnlicher Art gestellt.

Und just in diesem Moment ging mir das Licht auf.

Sie war eine Unreine gewesen.

Eine Unreine, die sich als Soldatin ausgegeben hatte.

Ich hatte es zwar nicht bemerkt, doch wahrscheinlich hatte ich die Zeichen bloß ignoriert. Denn es war offensichtlich gewesen. Die kurzen Haare. Die Blut unterlaufenen Augen. Die Fragen. Der Protest. Das Lachen.

Sie war gekommen, um uns zu verunsichern. Und bei mir hatte sie ihr Ziel erreicht.

„Willst du denn nicht antworten?“, riss mich Sams kindliche Stimme aus den Gedanken. Ich zuckte zusammen.

„Antworten worauf? Ich wüsste nicht, dass ich dir etwas schuldig bin.“, gab ich schnippisch zurück.

Der kleine Junge kicherte: „Ich habe doch nur gefragt wie du heißt.“

Ein leises Oh entwischte meinen Lippen und ich spürte, wie meine Wangen heiß wurden.

Natürlich war ich gleich vom schlimmsten ausgegangen. Er war ein Unreiner. Und ich hatte nicht erwartet, dass er mich nach meinem Namen fragen würde.

Gerne hätte ich ihn ohne mir weiter Gedanken zu machen, gepackt und ins Gebäude keine hundert Meter weit entfernt geschleift. Er hätte sich nicht wehren können. Und ich hätte meine Sünden bereinigt.

Doch es ging nicht. Aus irgendeinem Grund wehrte sich mein Verstand und mein gesamter Körper strikt dagegen, dieses Kind auszuliefern. Vielleicht lag es daran, dass ich mir selbst Kinder wünschte. Vielleicht war es aber auch die Unschuld, die seine Augen ausstrahlten. Jemand wie Sam hatte es nicht verdient, zu sterben. Er verstand doch nicht einmal, was so falsch an dem war, was er machte. Seine Eltern hatten es ihm auch so gelernt. Er wusste es nicht besser.

„Wo wohnst du?“

Im selben Moment, in dem ich die Worte aussprach, bereute ich sie. Ich hätte mich umdrehen und gehen sollen. Also eigentlich hätte ich den Jungen dem Rechtssystem überlassen sollen, aber wenn ich das nicht tat, hätte ich wenigstens einfach gehen sollen. Das tat ich aber natürlich auch nicht. Heute war nämlich irgendetwas in meinem Kopf nicht ganz richtig. Wahrscheinlich hatte ich zu wenig geschlafen.

Sechzehn Jahre lang war ich ein ehrlicher Staatsbürger gewesen. Und an einem Tag brach ich plötzlich absolut jedes Gesetz, das mir in den Sinn kam. Toll. Wenn das nicht einen stummen Applaus wert war.

„Wieso willst du das wissen?“, blickte mir Sam skeptisch entgegen. Dabei zog er seine rechte Augenbraue weit nach oben, während er sein linkes Auge zusammenkniff. Es sah komisch aus. Und mir entflutschte ein heißeres Lachen, das ich natürlich sofort mit einem Husten zu überspielen versuchte.

„Ich bringe dich nach Hause. Da du anscheinend lebensmüde bist, werde ich höchstpersönlich dabei zusehen, wie du die Schwelle deines Heims betrittst und nie wieder hier her zurückkommst. Solltest du das nämlich doch tun, werde ich mich nicht davor scheuen, dich dem Rechtssystem zu übergeben. Eigentlich sollte ich das jetzt schon machen, aber ich gebe dir noch eine einzige, allerletzte Chance. Geh nach Hause und komm nie wieder.“, am Ende flehte ich den Jungen schon fast an. Es schien mir ein größeres Anliegen zu sein als ihm selbst. Dass er weiterleben durfte, meinte ich.

„Wieso?“

„Wieso was?“, konnte der Junge denn nicht einfach hinnehmen, was man ihm sagte. Manieren hatte man ihm scheinbar keine beigebracht, sonst wüsste er, dass man älteren Personen nicht widerspricht.

„Wieso lässt du mich nicht einfach sterben? Oder bringst du mich um? Das wäre doch deine Aufgabe.“

Da ich keine Antwort auf seine Frage kannte, starrte ich Sam bloß düster an, packte ihn an der Hand und zerrte ihn noch weiter die düstere Gasse entlang.

Am Ende jeder Gasse gab es eine Leiter, mit der man über die Steinmauer klettern konnte. Meist folgte dann noch eine düstere Gasse. Dann noch eine und noch eine und noch eine und noch eine. Es folgten so viele, bis man am Ende der Stadt angelangt war. Von dort konnte man dann die Mauer sehen – die große, meinte ich.

Sam schien mein Unbehagen mittlerweile zu fühlen und redete einfach über sein Lieblingsessen. Und über seine Schwester. Aber ich hörte nicht mehr zu. Ich folgte ihm einfach durch eine dunkle Gasse nach der anderen, und hielt nach Drohnen Ausschau. Für gewöhnlich umkreisten sie zwar nur die Hauptwege, doch es war nicht unmöglich auch hier auf einen Wächter zu treffen.

Denn so nannten wir die Drohnen. Wächter.

Sie sorgten für Ordnung. War ein Verbrecher in der Nähe, so halfen sie uns, diesen zu fangen. Oder ihm zu entkommen.

So lange ich denken konnte, hatten die Wächter nur Gutes getan. Nicht, dass sie Denken oder eigenständig Handeln konnten. Im Gegenteil, sie wurden von einer der Regierungseinrichtungen gesteuert. Dort gab es spezielle Räume, in denen ein Mensch saß, der für je hundert Drohnen zuständig war. Er sorgte dafür, dass sie ihre Wege einhielten, ihre Befehle befolgten und schossen, wenn es nötig war.

Jeder Wächter hatte nämlich zwei automatische Pistolen eingebaut. Drücke die leitende Person den roten Knopf, so blinkten am Kopf der Drohne zwei Lämpchen abwechselnd in rot und blau. Dies vermied beinahe alle Kollateralschäden.

Nun ja, Wächter besaßen jedenfalls eigene Waffen. Deshalb war es logisch, dass ich keinem

jener begegnen wollte. Die Begegnungen gingen nie gut aus. Normalerweise zogen Drohnen einfach an dir vorbei, doch wenn sie dich visiert hatten, kam jede Hilfe zu spät.

Vor ein paar Jahren war dies einer Soldatin meiner Einheit passiert. Wir waren gerade auf dem Nachhauseweg gewesen, als ein Wächter mit höchster Geschwindigkeit auf uns zugerast kam. Wir versuchten zu entkommen. Wir rannten so schnell es ging. Doch schon bald schalteten sich die Blinklichter der Drohne ein. Abwechselnd rot und blau. Immer erst rot. Dann wieder blau. Rot. Blau. Rot. Blau. Rot. Blau. Rot. Blau. Rot. Blau. Rot. Blau.

Als ich das Abwechseln des Lichts nicht mehr ertragen hatte, hatte ich mich auf den Boden geworfen. Meine Arme hatte ich hoch in die Luft gehalten, um zu zeigen, dass ich keine Waffe bei mir trug. Vielleicht – hatte ich damals gedacht – war es nur ein Fehler, dass dieser Wächter ausgerechnet uns verfolgte.

Doch es war kein Fehler gewesen. Die Drohne raste an mir vorbei und ein Schuss hallte durch die Luft. Ich hatte damals erwartet, meine Freundin tot am Boden liegen zu sehen. Dem war aber nicht so. Denn sie stand mit auf den Wächter gerichteter Waffe breitbeinig in der Seitengasse und schoss. Sie schoss ins Blinde. Scheinbar hoffte sie einfach, die Drohne zu treffen. Sie schaffte es nicht. Und schneller als meine Augen das Spektakel hätten beobachten können, lag sie am Boden. Ein Schuss mitten in die Brust. Heute würde ich sogar darauf wetten, dass sie ins Herz getroffen hatte. Die Drohne, meinte ich natürlich.

Hin und Wieder stellte ich mir die Frage, warum ausgerechnet jene Soldatin eine Waffe bei sich gehabt hatte. Musste es dafür nicht einen guten Grund geben? Hatte sie einfach vergessen, ihre Ausrüstung nach dem Dienst abzulegen? Oder steckte mehr dahinter? All die Fragen, die sich mir damals gestellt hatten, würde ich wohl nie beantwortet bekommen. Denn über Tote sprach man nicht. Die Regierung hatte diese Regel nie direkt eingeführt, aber es war leichter für uns alle, einfach nicht zu beachten, was passiert war. Schließlich konnte es uns auch egal sein, wenn es uns nicht betraf. Jeder sollte sich besser um sich selbst kümmern.

Das war auch eine dieser Sachen gewesen, die ich damals gelernt hatte. Dass es besser sei, sich nur auf sich selbst zu verlassen, weil es in der neuen Welt keine Freunde gab.

Es war ja nicht so, als würden wir uns alle hassen. Nein, natürlich mochten wir uns. Aber wir vertrauten einander nicht. Denn Vertrauen bedeutete Schwäche. Und Schwäche konnte man sich nicht leisten. Sollte einer von uns zu den Unreinen übergehen, würde er unsere schmerzlichsten Punkte gegen uns ausnutzen.

Kannte diese Punkte allerdings niemand, so konnte einem keiner etwas anhaben.

Dies half uns zwar nicht gerade, emotionale Bindungen aufzubauen, im Prinzip war es aber egal. Es spielte einfach keine Rolle. Erst wenn die Regierung den perfekten Mann gefunden hatte, war es einem erlaubt eine eben jener erwähnten Bindungen einzugehen.

Manchen Menschen zum Beispiel war es nie vergönnt, den perfekten Mann kennenzulernen. Dies lag Großteils wahrscheinlich daran, dass die männlichen Reinen schon im Alter von ungefähr vierzig Jahren starben. Nicht, weil sie krank wurden oder exekutiert wurden. Einfach, weil die Arbeit sie das Leben gekostet hat. Der Job, den die meisten von uns ausübten, war nicht leicht. Wenn ich mich recht erinnerte, waren am heutigen Tag zwei meiner Kommilitonen gestorben; wenn man das also hochrechnete, war es klar, dass nicht jeder seinen Traummann finden konnte.

Das hielt mich persönlich natürlich nicht davon ab, zu hoffen, dass ich meine große Liebe fand. Denn meine große Liebe könnte überall auf mich warten. Sie könnte mich jeder Zeit einholen. Morgen schön könnte ich meine einsame Wohnung aufgeben, um mit einem Mann mein Zuhause zu teilen. Und ein Jahr später könnte ich ein Kind großziehen. Vielleicht sogar mit einem Mann, den ich bis dahin wahrhaftig lieben gelernt hatte.

Doch was war das überhaupt?

Wahrhaftige Liebe. Ich sprach von einem Traum, den es nie hätte geben dürfen.

Denn Morgen würde kein Mann meinen Alltag versüßen und ich würde niemanden wahrhaftig Lieben. Denn zu solch einer mächtigen Art von Bindung waren wir Menschen gar nicht möglich. Wenn ich Glück hatte, mochte ich meinen Zukünftigen. Ja, vielleicht würde ich ihn irgendwann sogar aus Freund ansehen. Doch er könnte nie mein Geliebter werden. Denn Liebe war etwas Schändliches. Wir hatten es in der Schule oft besprochen.

Liebe war etwas Primitives. Eine Art Urinstinkt, die jeden Menschen heimsucht.

Und eine Art Plage, der jeder Mensch widerstehen musste.

Um nicht weiter in schändliche Gedanken abzudriften, wandte ich mich wieder dem jungen vor mir zu, der noch immer schnellen Schrittes die dunklen Gassen durchquerte.

Er kante sich hier aus, ohne Frage.

Er wusste, was er tat. Bestimmt ging er diese Wege öfter. Wieso wollte ich gar nicht wissen. Alles was ich von ihm wusste, war genug. Viel mehr als sein Aussehen und die Todesursache seiner Familie kannte ich zwar nicht, aber um ehrlich zu sein, wollte ich auch gar nicht mehr von ihm Wissen.

Sollte ich irgendwann letztlich doch vor Gericht stehen, weil jemand meine Sünden ans Licht gebracht hatte, so könnte ich wenigstens behaupten, dass ich nicht wüsste, wem ich eigentlich zur Flucht verholfen hatte. Und das stimmte sogar. Ich kannte das Kind vor mir gar nicht. Ich kannte gerade noch seinen Namen, wenn es denn überhaupt sein richtiger Name war.

Der Junge hätte mich genau so gut belügen können. Und eigentlich könnte es mir auch egal sein. Ich brachte Sam ans Ende der Stadt, sah zu, wie er seinen Weg bis weit außerhalb der Mauer fortsetzte, drehte mich um und Ende der Geschichte. Ich würde endlich zu meiner

Wohnung kommen und mich in mein Bett werfen. Ich würde mich meinem wohlverdienten Schlaf hingeben. Und morgen würde ich aufwachen und denken, ich hätte all diese schändlichen Taten nur geträumt.

Als Sam plötzlich stehen blieb, blickte ich mich um.

Wir waren hier nicht am Anfang der Mauer angelangt.

Einen Unterschlupf konnte ich aber auch nicht ausfindig machen.

Es war eine Gasse, wie jede andere, die wir heute schon durchquert hatten und trotzdem kam mir dieser Seitenweg anders vor. Es fühlte sich komisch an, hier zu stehen.

Ich fühlte mich beobachtet.

Doch hier war niemand.

Ich hatte schon all die winzigsten Verstecke aus den Augenwinkeln gescannt. Sam und ich waren alleine. Das hier war keine Falle.

Aus einem mir unerklärlichen Grund, bekam ich plötzlich eine Gänsehaut am ganzen Körper.

Und als ein Donner die Stille der Nacht durchbrach, schrie ich kurz auf. Ein Blitz folgte.

Jener Lichtstrahl war mittlerweile das einzige Licht, das den Weg erhellte. Ansonsten war die Gasse in schummriges Dämmerlicht getaucht.

Wir waren so lange in den Seitenwegen herumgeirrt, dass ich gar nicht mitbekommen hatte, wie spät es eigentlich geworden war.

Auch jetzt wusste ich die genau Uhrzeit nicht, doch müsste ich schätzen, würde ich sagen, es war wohl so gegen neun Uhr abends.

Ein weiterer Donner, dicht gefolgt von einem Blitz, riss den Himmel auf. Bestimmt würde es gleich zu regnen beginnen.

„Sind wir bald da?“, erkundigte ich mich mit piepsiger Stimme. Jene klang dünner und ängstlicher, als ich es mir erhofft hatte, doch im Moment spielte das keine Rolle. Ich wollte hier weg. Und zwar schnell.

Denn mein Unterbewusstsein sagte mir, dass etwas nicht stimmte. Manche hätten mich wohl für verrückt erklärt, aber ich verließ mich auf meine innere Stimme.

Bisher hatte sie mir immer den richtigen Weg gezeigt. Sie hatte mich nie enttäuscht. Ganz im Gegenteil, sie war immer mein Stiller und heimlicher Begleiter gewesen.

„Es tut mir leid.“, antwortete Sam und mein Unbehagen wuchs.

Was tat ihm leid?

Hatte er mich etwa doch hintergangen? Hatte ich ihm das Leben gerettet, nur um dann von ihm in die Falle gelockt zu werden?

Gerade als ich nachfragen wollte, für was er sich entschuldigt hatte, hörte ich Schritte.

Schritte von rechts. Und links. Und welche von vorne, aber auch welche von hinten.

Ich hörte sie von überall herkommen.

Und ich hätte es wissen müssen. Von Anfang an hätte mir klar sein müssen, dass dieser kleine Junge mich in eine Falle locken würde.

Was hatte ich auch erwartet? Ich hatte seine Familie getötet.

Und nun würde er mich töten.

Kapitel 4

Ich fing an, die Sekunden zu zählen.

So hatte ich das Gefühl, mein Leben wenigstens ein klein wenig unter Kontrolle zu haben.

Mit jeder Sekunde, die verstrich, kamen die Unreinen näher. Ich hatte die Augen geschlossen. Doch ich spürte ihre Anwesenheit. Ich hörte sie atmen. Ich vernahm ihre Schritte, die am Boden aufklatschten. Ich meinte sogar, sie ganz leise flüstern zu hören. Doch es spielte keine Rolle. Man hatte uns schon zu oft von diesen Begegnungen erzählt. Und sie endeten immer gleich. Die Reinen waren gestorben. Bestialisch getötet. In Stücke zerrissen. In Blutlachen liegend. So fand man sie jedes Mal auf. Die Leute aus unseren Kreisen.

Ich versuchte den Drang, zu schreien, zu unterdrücken.

Aber es gelang mir nicht. Zumindest nicht ganz. Ein Winseln entwich meinen Lippen und am liebsten wäre es mir gewesen, ein Loch hätte sich im Boden aufgetan, um mich zu verschlucken. Dem war natürlich nicht so. Eigentlich war es auch gar nicht möglich, denn Erdbeben waren schon seit Jahren verschwunden.

Früher, da hatte es eines nach dem anderen gegeben. Erdbeben von Stufe eins bis zehn hatten die Menschen heimgesucht. Erdhaufen entstanden, Städte wurden zerrissen, Menschen wurden verschluckt. Grausamst war die Natur zu ihnen gewesen. Doch zum Glück hatten wir den Pakt mit der Natur geschlossen. Todesfälle aufgrund von Katastrophen – von den Unreinen abgesehen – standen nicht mehr an erster Stelle. Und das war gut so.

Bestimmt wäre ein Drittel der Reinen ausgerottet worden, hätte sich Mutter Natur nicht auf den Vertrag eingelassen. Denn jener war unsere einzige Rettung. Unser Fels in der Brandung. Ja, selbst wenn der Planet Erde untergehen würde, so würden wir bestehend bleiben. Die Obersten hatten alles für uns geregelt. Wir waren ihnen zu größtem Dank verpflichtet. Ohne sie gäbe es nur ein Leben in Sklaverei. Wir – unsere Kinder und noch viele weitere Generationen – würden geprägt sein von den Gräuel der Menschen. Aber außer den Amerikanern war es noch niemandem gelungen, unsere Mauer zu durchbrechen. Natürlich nicht. Sie war mehr als nur ein kürzlich wehrender Schutz. Sie war unsere Zukunft. Doch trotzdem konnten wir uns nicht in Sicherheit wiegen. Die Verräter ließen sich in den eigenen Reihen finden. Jeder – jeder Soldat, jede Zeugin, sogar die Frau an der Essensausgabe –, ja, absolut jeder könnte einer der Unreinen werden. Und vor ein paar Stunden hatte ich den ersten Schritt gemacht. Einen Schritt, den ich nicht mehr zurück gehen können würde. Denn ich sah mein Ende; wie es immer näher rückte. Wie mir die Luft aus den Lungen gepresst wurde. Mit jedem Fortschreiten, mit dem mir die Unbekannten näherkamen, entwich mir der lebensnotwendige Sauerstoff ein wenig mehr. Und mit jeder Bewegung, die sie machten, spürte ich, wie die Angst ihre Krallen in mich schlug. Wie sie mich quälte und verhöhnte. Wie

sie versuchte mich aufzufangen, während sie mich fallen ließ. Wie sie mir die Luft wegnahm, während sie den Wind in meine Richtung schickte. Ich spürte sie. Ich vernahm sie, als wäre sie zur Person geworden. Als stünde sie neben mir. Als hätte sie einen Namen, den jeder kennen würde.

Ja, es kam mir vor, als spürte ich ihren Atem an meinem Ohr, wenn ich sie sagen hörte, dass ich sterben würde. Dass ich getötet werden würde. Und ich erschauerte, wenn sie lachte. Denn sie lachte aus nur einem Grund. Weil sie wusste, dass ich es nicht anders verdient hatte. Zu viele Menschen waren wegen mir gestorben; und ich erhielt nur, was mir zustand. Es war wie mein schlechtes Karma, das mich heimsuchte. Jede Säuberung, die ich vernommen hatte, war nur ein Teil des Ganzen gewesen. Dass ich hier stand, war kein Zufall. Ein langer Plan war geschaffen worden. Und die Angst war nur der Übermittler. Sie war der Botschafter. Vergleichen ließe sie sich mit... mit mir. Denn auch meine Bestimmung lag darin, Nachrichten zu überbringen. Nachrichten, die besagten, dass es nur eine Art Menschen geben konnten, die hier lebten. Die Reinen. Leute, wie mich und meine Kommilitonen. Wäre die gesamte Situation nicht so erdrückend gewesen, hätte ich bestimmt lachen müssen. Die Ironie hinter der ganzen Sache war kaum zu verkennen. Sie versteckte sich nicht. Spielte nicht mit Hindernissen. Stellte sich in den Vordergrund. Machte kein Geheimnis. Wieso denn auch? Der Tod barg für gewöhnlich nichts Ungelöstes.

Als ich spürte, dass die Unreinen ihren Kreis um mich so eng geschnürt hatten, dass es für mich kein Entkommen mehr gab, öffnete ich die Augen. Ich schlug sie einfach auf. Denn ich hatte tief im Innersten noch die Hoffnung zu träumen. Vielleicht würde ich einfach aufwachen. Im Bett liegen; und zu lachen beginnen. Einen Albtraum beteuern, den es nie gegeben hatte. Meine Zweifel geschehen und einen Therapeuten suchen. Ja, vielleicht hätte ich das alles getan. Wäre ich doch bloß zu Hause in einem Bett gelegen und hätte die Augen geöffnet.

Doch dort lag ich nicht. Ich stand in Mitten des Kreises der Unreinen.

Mit jedem Atemzug, den ich nahm, spürte ich es mehr und mehr. Ich vernahm den Tod, wie er näherkam. Wenn ich aber starb, wollte ich meine Mörder im Gedächtnis behalten – nicht, dass es mir etwas geholfen hätte.

Wir glaubten an kein Leben nach dem Tod. Mittlerweile standen wir dazu ähnlich, wie zu Gott. Früher mochte es wohl ein bedeutender Teil der Gesellschaft gewesen sein; heute aber nichts als ein Hirngespinnst.

Vor mir standen sie nun also. Die Unreinen. Ob es Frauen, Männer oder gar Kinder waren, konnte ich nicht sagen, da sie alle eine Art Mantel trugen, mit deren Kapute sie ihr Gesicht verhüllten. Vielleicht verhüllten sie sich mit jenem Stoff, weil sie von solcher Hässlichkeit geschändet waren, wie man es ihnen nachsagte; vielleicht erhofften sie sich aber auch bloß,

dadurch nicht erkannt und womöglich doch noch exekutiert werden.

Denn immer, wenn ein Reiner starb, so übernahm die Gedankenpolizei ihr Gehirn. Falls überhaupt noch Überreste davon vorhanden waren. Die Polizei stellte eine Art Ermittlung dar, da sie auf schier mysteriöse Weise dazu im Stande waren, die Erinnerungsfetzen zu einer kompletten Erinnerung zusammenzufügen. So konnte man letztlich die Mörder aus dem Volk der Unreinen finden und sie beseitigen. Eine Anhörung gab es dann nicht mehr. Hatte die Gedankenpolizei dich einmal identifiziert, gab es kein Zurück mehr. Dein Tod war sicher. Ein Glück nur, dass die Ermittler keine Fehler machten.

Meistens waren die Mörder ohnehin schon Gesuchte. Oder wenigstens nicht ganz unbekannte Verbrecher. Oft hatten sie Ladendiebstähle begangen, hatten Frauen unsittlich beobachtet oder ihnen gar nachgestellt. Mir persönlich war bisher noch nie aufgefallen, wie viele Verräter es in unseren eigenen Reihen gab. Doch zum Glück standen uns Regierung und Rechtssystem bei. Sie konnten uns unterstützen und Hilfe gewährleisten, wenn wir sie brauchten.

Das Vortreten von einem der anderen riss mich aus den Gedanken. Ich beobachtete ihn genau. Jeden Schritt, den er trat; jede Bewegung, die er machte; jeden Atemzug, mit dem er meine Luft verpestete. Ich folgte ihm mit meinen Augen. Und hoffte, mir so viel merken zu können, wie es mir eben möglich war. Denn so erleichterte ich den Ermittlern die Arbeit. Und dem Volk nahm ich schneller die Angst. Ein beiseite geschaffter Mörder mehr, hellte die Stimmung ein ums andere Mal auf.

„Wer bist du?“, erkundigte sich der Unreine. Es musste ein Junge sein. Seine Stimme besaß einen tiefen Klang und war etwas rauchig. Auch schien mir der Unbekannte erkältet oder wenigstens leicht kränklich zu sein.

Mir entwich ein Lachen. Das konnte jetzt nicht sein Ernst sein. Dass sich der Unreine frage wer ich war; damit hätte ich nun wirklich nicht gerechnet.

„Habe ich irgendetwas verpasst, oder warum beginnst du zu lachen?“, wirkte der Unbekannte nun tatsächlich ein wenig verduzt.

„Die Frage sollte eher sein: Habe ich etwas verpasst?“, spottete ich weiter, während ich versuchte, die Zeit solange, wie in meiner Macht lag, hinaus zu zögern, „Erst lockt ihr mich in eine Falle, dann umkreist ihr mich, wie der Adler seine Beute und jetzt wollt ihr wissen, wer ich bin. Die Ironie dahinter ist doch wirklich offensichtlich.“

Nachdem der Unbekannte zu einer Antwort angesetzt hatte, näherte er sich mir noch ein paar Schritte. Mittlerweise stand er so nah bei mir, dass ich seinen Atem in der kalten Luft sehen konnte und einen Blick unter seine Kapuze erhaschte. Der Unreine dürfte wohl nicht älter als zwanzig sein. Jünger vielleicht. Wie alle seiner Art hatte er blutunterlaufene Augen und eine Haut, die weißer nicht hätte sein können. In Anbetracht der Tatsache, dass sie doch

den brennend heißen Temperaturen außerhalb der Mauer ausgesetzt waren, irgendwie witzig.

Nur hier drinnen, unter dem Schutz der Mauer, war es erträglich warm. Eher sogar kalt. Draußen, wo die Natur noch immer wütete, herrschten auch entsprechende Temperaturen. Mir erschien es immer noch unklar, wie Menschen dort, bei wohl über achtzig Grad Celsius – wie die Obersten berichteten – überleben konnten, doch scheinbar taten sie es irgendwie. Sonst wären sie ja nicht hier und wir hätten keine Qualen zu erleiden. Wären die Unreinen aber kein Teil unserer Gesellschaft, so gäbe es auch ein Problem. Die Soldatinnen und Soldaten wären arbeitslos. Es gäbe dann auch keine Lehrer mehr, weil so gut wie niemand unterrichtet werden müsste. Und das Rechtssystem, sowie die Gedankenpolizei schienen auch ein unnötiger Faktor zu sein.

Zum ersten Mal, in all der Zeit, in der ich lebte, und in all den Minuten, die ich Gedanken darüber verschwendet hatte, sah ich einen Sinn hinter dem Gutem und dem Bösen in unserer Gemeinschaft. Gäbe es nichts Böses, wie sollten die Guten dann ihre Zeit verbringen. Wie wären alle gleich – nicht bloß vom Aussehen, dem Gewand und den Berufen. Nein, wir wären alle ident. Es gäbe für uns nichts mehr zu tun. Von Außen gab es so gut wie keine Bedrohung; und von Innen gäbe es dann wohl auch keine mehr. Ja, zum ersten Mal fasste ich den Beschluss, dass es nötig war, dass es Verbrecher gab. Denn ohne Verräter des Gesetzes gab es auch nichts Gutes. Ja, das Gute brauchte das Böse, um zu überleben. Und das Böse brauchte das Gute, um vernichtet zu werden. Es war wie ein Kreis des Lebens. Eine Art Runde Strecke, die sich gegenseitig ausglich. Ein Regelkreis, der uns lenkte und unserer Zeit einen Sinn gab.

„Bekomme ich noch eine Antwort, bevor ich sterbe, oder danach?“, riss mich das Röcheln des Unreinen aus den Gedanken, „Nur damit ich mich darauf einstellen kann, wen ich nach dem Tod heimsuche.“

Die anderen Kranken lachten. Scheinbar hatte der Anführer von ihnen gerade einen Witz gemacht. Gut... Ich zugegebenermaßen hätte ich wahrscheinlich auch gelacht, wäre es einer meiner Kommilitonen gewesen, der die unnötige Beifügung von sich gegeben hatte.

Aber es war nun mal keiner meiner Mitstreiter.

Es war ein Feind.

Und über Feinde lachte man nicht.

Damals war das die erste Lektion gewesen, die man uns gelehrt hatte.

Lache niemals über deinen Feind, denn wenn du einen Augenblick unkonzentriert bist, nutzt er diesen.

Und vermutlich wäre es auch so gewesen. Hätte ich gelacht, hätte er mich erschlagen.

Wahrscheinlich wollte der Unreine schon die ganze Zeit Hand an mich legen. Es war ihm nur

nicht recht, dass ich sein Gesicht sehen würde, wenn er mir näherkam und mir den Hals umdrehte. Denn dann würden sie ihn finden. Und er wäre mindestens genau so mausetot wie ich. Er hätte also nichts davon.

„Ha. Ha. Ha.“, gab ich betont langsam von mir, „Ich wusste gar nicht, dass ihr noch witzig sein könnt. Würde ich Tage lang hungern müssen und mich von den brühend heißen Temperaturen und den Naturkatastrophen außerhalb der Mauer quälen lassen, würde ich nicht mehr lachen können. Aber schön zu sehen, dass ihr euren Humor nicht verloren habt. Wahrscheinlich ist er auch das Einzige, das euch noch am Leben hält.

Ach ja. Und die Lust, uns alle auszulöschen und zu kaltblütig zu tötet. Zu blöd, dass ihr das nie schaffen werdet.“

Ich sollte aufhören, meine Gegner dermaßen zu verhöhnen. Doch im Prinzip war es egal. Ich würde ohnehin jede Sekunde sterben können; ob ich mir davor noch meinen Spaß machte oder nicht, lag daher wohl in meiner Hand.

Der Unbekannte war ein paar Schritte zurückgewichen und schien verduzt. Wovon genau er wieder verwirrt erschien, wusste ich nicht, doch bestimmt lag es entweder an meinem Galgenhumor oder an der Tatsache, dass ich jedes ihrer Geheimnisse kannte. Bestimmt hatten sie sich bis zu diesem Zeitpunkt in Sicherheit gewogen, weil sie dachten, wir kannten die Qualen nicht, die sie erlitten. Doch dem war nicht so. Wir wussten alles über sie. Wir kannten teilweise ihre Namen, ihre Familien, ihre Herkunft und ihre Unterschlüpfe. Wir kannten ihre neue Identität und ihre Krankheiten. Ja, wir wussten alles von ihnen. Und das Wissen, das wir nicht hatten, eigneten wir uns früher oder später an. Es war immer dasselbe. Genau deshalb verloren sie auch immer.

Gerade als der Unreine zu einem Konter ansetzen wollte, ertönte das Gebrumm von Maschinen. Müsste ich wetten, würde ich auf Panzer tippen. Auf Panzer der Regierung! Es war ihnen also aufgefallen, dass ich nicht in meine Wohnung zurückgekehrt war. Und sie waren endlich gekommen, um mich zu retten.

Womöglich war es auch eine Drohne gewesen, die ihren Weg hierher gefunden hatte. Sie hatte dann bestimmt meine Notsituation erkannt und war weggeflogen, um Hilfe zu holen. Ein Glück, dass unser System dermaßen gut funktionierte.

Ohne groß darüber nachzudenken, begann ich zu schreien.

Ich schrie so laut ich konnte.

Ich schrie mir die Seele aus dem Leib.

Und mit jedem Schrei, den ich von mir gab, hörte ich die Panzer näherkommen. Näher. Und näher. Und näher.

Sie fuhren immer weiter in meine Richtung.

Kurz darauf konnte ich auch schon das Leuchten der Vorderlichter erkennen. Ich wusste in diesem Moment nur noch eines, ich war gerettet. Ich könnte heute Abend – oder wohl eher Nacht – noch nach Hause gehen, mich in meine warme Decke kuscheln und von einem besseren Morgen träumen. Denn morgen würde ich wieder aufwachen. Und morgen war erneut ein neuer Tag.

Tränen der Freude zogen die Konturen meines Gesichts nach, als die Meute der Unreinen sich entfernte. Mir entwich ein Seufzer der Erleichterung, während ich die Hände in die Luft streckte und darauf wartete, dass die Panzer endlich ganz bei mir waren.

Es konnte nicht mehr lange dauern, da ich schon die Soldaten erkennen konnte, die im Inneren des Wagens saßen.

Doch mit dem was dann kam, hatte ich nie gerechnet.

Denn plötzlich durchzog ein Schuss die Luft.

Ein Schuss, der vom Wagen aus kam.

Und ein Schuss, der mich nur knapp verfehlt hatte.

Ich blickte abrupt nach hinten.

Doch dort war niemand.

Kein Unreiner war mehr zu sehen.

Und trotzdem vernahm ich von vorne noch einen weiteren Schuss.

Erneut in meine Richtung fliegend.

Ich begann wieder, um Hilfe zu schreien. Doch es brachte nichts, denn je näher der Panzer kam, umso näher kamen auch die Schüsse. Es waren nur noch Millimeter, die sie von meinem Arm, meinem Fuß oder gar meinem Kopf entfernt waren. Es waren nur noch Millimeter, die über Leben und Tod entschieden.

Und diesmal nicht um Tod unter der Hand der Unreinen.

Nein, ich würde von meinen eigenen Leuten getötet werden.

Und zu wissen, dass es so sein würde, war kein angenehmes Gefühl.

Gerade als ein weiterer Schuss die Luft mit seiner Schnelligkeit beiseite stieß und die Stille mit seinem Gebrüll durchbrach, landete ich am Boden. Mein Körper schlug hart am Untergrund auf.

Die Tatsache, dass ein zweiter Körper sich knapp über meinem hielt und ein Hand mir den Mund zugpresste, machte die Situation nicht gerade angenehmer.

Ich überlegte für einen kurzen Augenblick, einfach in die Hand hinein zu beißen und zu hoffen, dass derjenige, der mir den Mund zuhielt und mir somit meine Hilfeschreie verwehrte, seine Pfoten einfach wegriss.

Doch ich tat es nicht. Nicht, weil ich die Person nicht gerne verletzt hätte, sondern weil ich im nächsten Moment auf meine Füße gerissen wurde und man mich in den Schutz einer, für

vor Zwielflicht ungeschulten Augen, Seitengasse drängte. Erneut ein zweiter Körper, der meinem ziemlich nahekam. Nicht, dass er mich in irgendeiner Weise – abgesehen von der Hand an meinem Mund – berührt hätte; aber trotzdem kam mir diese fremde Person fast schon ein wenig zu Nahe.

Schon früh hatten wir gelernt, dass es nicht gut war, eine Nähe zu Personen zu verspüren, da es in unserem Instinkt lag, uns nach kurzer Zeit erneut danach zu sehnen. Es wäre perfekt und nahezu unausweichlich, eine gewisse Distanz zu wahren.

Zumindest so lange bis man seinem Ehemann zugeteilt wurde. Dann durfte man sich nähern; denn nur dann – ja, absolut nur dann, blieb diese Bindung für immer.

„Ich nehme meine Hand jetzt weg von deinem Mund.“, begann mich die Stimme meines – falls man es denn so ausdrücken konnte – Retters aus den Gedanken zu reißen, „Aber nur, wenn du nicht schreist.“

Heftig nickte ich.

Nicht um Hilfe zu rufen, war wohl die beste Idee. Die Soldaten schienen mich nicht erkannt zu haben, daher half es mir auch nicht weiter, dass sie hier waren. Vielleicht hätte es mir etwas gebracht, wenn ich mit erhobenen Händen dagestanden wäre; doch einen weiteren Versuch mit der Hoffnung auf Rettung würde ich nicht unternehmen. Dafür bedeutete mir mein Leben dann doch zu viel.

„Danke.“, murmelte ich daher in Richtung des Fremden und ließ mich erschöpft an der Wand zu Boden gleiten. Der Tag war einfach nicht meiner gewesen.

Zu vieles hatte heute seinen Lauf genommen.

Zu vieles, das ich erst verarbeiten musste.

„Gerne. Und das obwohl du meinen Humor nicht verstanden hast. Wirklich eine Schande eigentlich.“, lachte der Fremde über seinen eigenen Witz. Man hatte ihn mit einem tiefen, kehligen Lachen gesegnet, mit dem er bestimmt die ein oder andere Soldatin hätte beeindrucken können, wäre es denn erlaubt gewesen.

Das Lachen motivierte mich jedenfalls, mitzumachen.

Zumindest so lange, bis mir der Sinn hinter dem Satz meines Gegenübers bewusst geworden war.

So schnell ich konnte, sprang ich auf meine Beine. Ich wollte ihm keinesfalls unterlegen sein. Zwar verdankte ich dem Unreinen im Moment mein Leben, doch so wusste ich auch, dass es nur daran lag, dass er mich selbst töten wollte. Oder mich seiner Meute ausliefern wollte. Ich presste meinen Körper gegen die Wand – so stark ich konnte –, um noch mehr Abstand zwischen uns zu bringen.

„Was willst du von mir?“, warf ich ihm meine Frage direkt entgegen. Den Blick hielt ich streng an den Boden geheftet.

Es war uns Frauen nicht erlaubt, Männern direkt in die Augen zu sehen. Wir mussten ihnen unseren Respekt erweisen.

Zwar konnte man den Unreinen nicht als üblichen Mann bezeichnen, doch aus meinem Schema schien ich nicht herauszukommen.

Ich zwang mich, doch noch den Kopf zu heben, bevor ich eine Antwort bekam. Schließlich musste ich wissen, mit wem ich es zu tun hatte. Es war immer besser, seinen Gegner zu kennen, als durch die eigene Ungewissheit überlistet zu werden.

Vor mir stand ein junger Mann. Eigentlich noch ein Jugendlicher. Ja. In meinem Alter musste er wohl sein; vielleicht ein zwei Jahre älter.

Er war schwächlich; nicht so trainiert wie manche der Soldaten, aber auch nicht so dick wie die anderen.

Seine Haare hatte er nicht ganz kurz geschoren, ein paar Strähnen hingen ihm ins Gesicht. Und wäre er keiner von den Unreinen gewesen, so hätte ich bestimmt jedes Mal zweimal hinsehen müssen, wenn er mir über den Weg gelaufen wäre. Denn er sah gut aus. Ja, wirklich gut sogar.

Mein Gegenüber glich keinen von unseren Männern, was ihn noch attraktiver machte.

Mit seiner schlanken Figur, die keinesfalls unproportioniert oder gar knochig wirkte, und mit den etwas längeren, aber nicht Frauen langen Haaren, hob er sich deutlich von den Soldaten ab.

In unserer Gesellschaft hätte man ihn wohl einen Außenseiter genannt. Und doch schien mich sein komplett individueller Stil anzusprechen. Ich konnte nicht genau sagen, was ich an ihm so anziehend fand. Doch er hatte dieses eine gewisse etwas. Genau jenes etwas, das den meisten anderen fehlte.

„Ist die Frage ernst gemeint, oder kann ich deinem Humor jetzt nicht folgen?“, sah mich der Unbekannte verwirrt an.

„Oh; bei einem kannst du dir sicher sein. Ich mache keinen Spaß, wenn ich jemandem gegenüberstehe, der mich am liebsten tot sehen will. Oder mich in der nächsten Sekunde umbringt...“, nuschelte ich das Ende des Satzes nur noch vor mich hin. Ich musste ihn ja nicht auch noch auf dumme Gedanken bringen.

Verwirrt blickte sich der Unreine um, bevor er antwortete: „Falls du schizophren bist, musst du es nur sagen. Ich habe Medikamente da, wo ich herkomme. Denn ich sehe niemanden außer mir hier.“

Jetzt war mir die Situation wirklich zu absurd. Es blieb mir quasi nichts anderes übrig, als zu lachen.

Daher lachte ich einfach. Ich nahm keine Rücksicht darauf, dass die Panzer außerhalb der Seitengasse zum stehen gekommen waren.

Und ich nahm keine Rücksicht darauf, dass mein Gegenüber mich wohl auf den Arm nehmen wollte.

Ja, vielleicht lachte ich einfach nur, weil ich nicht mehr konnte.

Aber ich lachte.

Ich lachte aus tiefster Seele.

Ich lachte so lange, bis plötzlich Tränen über meine Wangen kullerten.

Tränen, die erst noch klein gewesen waren, doch dann immer größer wurden.

Es waren jene Tränen, die mehr erzählten, als tausend Worte.

Um ehrlich zu sein, wusste ich noch nicht einmal wieso ich weinte.

Ich weinte einfach, weil ich keine Ahnung mehr hatte, was ich sonst tun sollte.

Ja, wahrscheinlich brach gerade ein ganzer Staudamm aus meinen Augen hervor, weil ich mit allem einfach nur noch überfordert war.

Ja, ich weinte, weil ich es wollte.

Weil ich in dem Moment nichts anderes tun konnte.

Weil ich weinen musste.

Zumindest so lange, bis ich ganz still wurde.

Denn plötzlich spürte ich nichts Nasses mehr, das mein Gesicht hinunterperlte.

Und plötzlich vernahm ich mein eigenes Schluchzen nicht mehr, das eben noch die Gasse erfüllt hatte.

Dafür drang das Gebrüll eines weiteren Schusses an meine Ohren.

Ein Schuss von außerhalb – also außerhalb dieser Seitengasse natürlich.

Als ein Schrei, die Nacht erfüllt, erschauerte mein Körper und ich begann zu zittern.

Denn es war ein qualvolles, voll Trauer erfülltes Schreien gewesen, dass sich meiner sicheren Gasse gerade eben genähert hatte.

„Was war das?“, sah ich dann den Unreinen an, den ich bis zu diesem Zeitpunkt ausgeblendet hatte. Sollte er seiner letzten Bemerkung noch etwas angefügt haben, so hatte ich es nicht wahrgenommen. Doch eigentlich war mir das egal. Im Moment zählte nur eines. Das bloße Überleben.

Und falls die Schüsse wirklich von dem Panzer und den Soldaten – wie ich vermutete – kamen, dann waren meine Chancen, mein Bett heute doch noch zu sehen, gering. Sehr gering um genau zu sein.

Hatten die Soldaten nämlich die anderen Unreinen entdeckt, so würden sie auch mich und mein Gegenüber finden. Und ich vertrat nicht die Ansicht, dass sie erkennen konnten, dass ich zu ihnen gehörte. Im Gegenteil. Sie würden glauben, ich hätte Seite gewechselt. Und das würde mir das Leben kosten. Denn dieser Verrat wurde mit dem sofortigen Tod bestraft.

„Komm her, dann siehst du selbst, wer hier der Mörder ist.“, winkte mich der Unreine zu sich.

Und ich überwand mich selbst. Ich ging auf den Unbekannten zu und stellte mich ganz dicht neben ihn. Zu spüren, dass noch ein anderes Lebewesen in der gleichen Situation feststeckte, wie ich, gab mir das Gefühl, mein Leid zu teilen. Und somit zu verringern.

Obwohl dies natürlich absoluter Schwachsinn war.

Man konnte sein Leid nicht verringern.

Ich blickte in die Richtung, in die der Unreine nun mit seiner Hand zeigte. Es war nur ein ganz leichtes Deuten, doch mehr war auch gar nicht nötig, um zu verstehen, was er meinte.

Denn was ich vor mir sah, war nicht zu übersehen. Nicht einmal wenn man wollte, konnte man dieses Spektakel der Grausamkeit am Platz vor uns nicht wahrnehmen.

In einer Reihe standen mehrere Unreine – zumindest schätzte ich, dass es Unreine waren.

Sie alle trugen dieselbe Kleidungsstück. Einen langen roten Mantel. Was sie darunter trugen, konnte ich nicht erkennen, dafür waren sie zu weit weg.

Jedenfalls standen sie alle in einer Reihe. Acht waren es nun; zu Beginn dürften es neun gewesen sein, denn einer lag schon tot am Boden. In seiner eigenen Blutlache. Nicht einmal der letzten Ehre hatte man ihm erwiesen, seine Leiche liebevoll hinzulegen.

Die anderen Acht hatten teils verzweifelte, teils flehende Ausdrücke, die ihre Gesichter zierten.

Vor ihnen standen zwei Soldaten. Es dürften wohl die Soldaten des Panzers sein, da jener nur ein paar Meter von ihnen entfernt stand. Sie beide hielten eine Waffe in der Hand und spielten gerade ein Spiel mit ihren Händen.

Der ein ballte die Hand zu einer Faust, der andere streckte sie aus, nachdem beide sie dreimal in die Luft gehievt hatten. Ein komisches Spiel schien es in meinen Augen zu sein; doch meine Kommilitonen fanden gefallen daran.

Ich wandte meinen Blick ab, um wieder mit dem Unreinen neben mir zu sprechen: „Was machen die beiden da?“

Der Junge sah mich an und wirkte erst so, als müsste er überlegen, ob meine Frage ernst gemeint war. Doch da er antwortete, glaubte er mir wohl: „Sie spielen Schere-Stein-Papier, während sie entscheiden, wer den nächsten meiner Art umbringen darf.“

Aus irgendeinem Grund betonte er die Worte meiner Art. Hatte ich sie zuvor erwähnt, oder ärgerte er sich einfach, dass wir die Unreinen so nannten?

„Warum spielen sie darum, wer zunächst die Unreinen töten darf?“, hakte ich weiter nach.

Soldaten töteten nicht einfach, weil sie Gefallen daran fanden. Es musste einen guten Grund geben. Und was war Schere-Stein-Papier überhaupt für ein komisches Spiel? Davon hatte ich noch nie gehört.

„Unreine? So nennt ihr uns also?“, lenkte der Unbekannte traurig lachend vom Thema ab. „Beantworte einfach meine Frage.“, herrschte ich ihn an, bevor ich merkte, dass ich ihm unterlegen war, und nicht er mir, „Bitte.“

„Das tun sie immer. Jeden Abend bringen sie die Gefangenen hierher und spielen darum, wer ihnen das Leben nimmt. Weißt du, es gefällt ihnen, wenn sie uns leiden sehen. Dabei gibt es nicht einmal einen Grund.“

Ich konnte nicht glauben, was ich da hörte. So durfte das einfach nicht sein. So konnte das nicht sein. So war es nicht!

„Du lügst!“, zischte ich, „Du lügst! Gefangene sind in Gebäuden, die man Gefängnisse nennt. Dort sitzen sie ihre Strafe ab. Und diejenigen, die keine Einsicht haben, werden verbannt. Und wir Soldaten erfreuen uns nicht am Tod anderer. Wir helfen damit der Gemeinschaft. Weil ihr alle Verbrecher seid. Ja, genau. Ihr seid Diebe. Und Mörder. Und Terroristen. Ihr seid vergiftet. Von der Pflanze die Mutter Natur uns aufgrund ihrer Eifersucht unterschmuggelte.“

„Das erzählen sie euch also.“, schüttelte der Unreine den Kopf, „Sie erzählen euch, dass ihr die Guten seid. Und wir die Bösen. Dass die Natur uns vergiftet hat. Ihr alle solltet euch schämen, solchen Schwachsinn zu glauben.“

„Schwachsinn? Wolltet ihr mich etwa nicht gerade töten, nachdem ihr mich in eine Falle gelockt habt?“, erinnerte ich ihn wieder an den eigentlichen Grund, warum wir hier standen. Wir waren hier, weil er mich töten wollte. Und dass er sein Vorhaben nun wahrscheinlich in die Tat umsetzen wollte, war mir egal. Ich konnte ihm nicht für immer entkommen.

„Ich glaube, wir müssen hier einiges klarstellen. Erstens, ich bin nicht hier, um dich zu töten. Mein kleiner Bruder hat mir erzählt, dass du ihm heute geholfen hast, bei einem eurer Tötungspatrouillen zu entkommen. Anscheinend bist du nicht so aufs Unschuldige-Kaltblütig-Ermorden aus, wie die anderen deiner Art. Daher wollte ich dich persönlich kennenlernen, um mich zu bedanken und dich zu fragen, ob du nicht gerne einmal bei uns zu Abend essen möchtest. Außerhalb der Mauer hungern wir nämlich nicht. Und keine Sorge; die Temperaturen sind auch nicht anders als hier. Zweitens, wenn ich solchen Schwachsinn erzähle, kannst du mich doch bestimmt einmal zu einem der öffentlichen Prozesse mitnehmen. Oder du kannst mich zu einem der Gefangenen bringen; meine Mutter sitzt nämlich auch in einem eurer Gefängnisse. Oh, und bevor ich es vergesse, meine ganze restliche Familie – abgesehen von meinem Bruder – natürlich auch. Und bevor du darauf appellierst, dass sie Mörder sind; oder was weiß ich. Nein, das sind sie nicht. Sie haben nichts verbrochen und trotzdem wurden sie gefangen genommen. Und weißt du wieso? Weil sie nicht so waren wie ihr. Sie wollten sich nicht unterdrücken lassen. Sie wollten ihre Meinung sagen. Und den Schwachsinn, den sie euch lehren, wollten meine Eltern auffliegen lassen.“

Sie waren gute Menschen. Gute Menschen, die aus einem guten Grunde getötet wurden. Weil sie dafür gekämpft haben, dass sie nicht alle gleich aussehen.“

Ich verspürte das Bedürfnis, ihn anzuschreien.

Ich wollte dem Unreinen meine Meinung sagen; und kein einziges schonendes oder verschönerndes Detail auslassen. Denn das, was er mir hier erzählte, war zu hundert Prozent und mit millionenfacher Sicherheit erlogen. Wahrscheinlich hatte er es sich gerade eben ausgedacht, um sich selbst das Vorspiel meiner Ermordung noch zu versüßen.

Doch zum Glück konnte ich zurückhalten. Denn hätte ich jetzt begonnen, zu schreien, hätten sie uns entdeckt. Und genau das durfte nicht passieren.

„Ich –“, setzte ich zu einem Gegensatz an, doch ich kam nicht weit, da weitere Schüsse, Gewinsel, Schluchzer und Schreie mich unterbrachen. Und das war der Zeitpunkt, an dem ich merkte, dass ich ohne diesen Unreinen vor mir nicht mehr aus der Sache herauskam.

Als ein weiter Schuss fiel und die Soldaten in Richtung unserer Seitengasse bewegten, packte mich der immer noch Fremde wieder am Arm und zog mich mit sich in die Schwärze. Er drückte uns beide so fest gegen die Mauer, wie es eben ging. Und das kam uns zu Gunsten. Denn einer der Soldaten warf in exakt diesem Moment einen Blick in die Gasse.

Als der Soldat sich wieder abgewandt hatte, flüsterte ich meinen Namen: „Society Consulting Ingenuity 3287519.“

„Was?“, schien mein Gegenüber plötzlich verdutzt zu sein.

„So heiße ich. Das ist mein Name. Den wolltest du vorher doch wissen, oder etwa nicht?“

„Weißt du was, ich nenne dich einfach Sky. Der andere Name ist mir zu lange. Bedeutend zu lange...“, gerade als ich widersprechen wollte, fuhr der Unbekannte schon fort, „Und jetzt komm mit, wir müssen von hier weg, bevor die Soldaten die Gasse doch noch durchsuchen.“

In dem Moment, in dem ich den Mund öffnete, um zu fragen, wie wir von hier verschwinden sollten, zeigte der Unreine auf den Gulli vor uns. Wollte er etwa die ganze Nacht im Abwasserkanal verbringen?

Ich rümpfte meine Nase.

„Keine Sorge. Der Weg führt uns nach draußen und letztlich zu unserem Versteck.“, beruhigte mich der Fremde, bevor er den Gulli öffnete und mir bedeutete hineinzugehen.

Und ich tat natürlich wie mir befohlen. Das konnte ich schließlich gut; Befehle befolgen.

„Ich bin übrigens Prome.“, fügte der jetzt nicht mehr Unbekannte in dem Augenblick an, in dem er den Gulli wieder Schloss und somit das letzte Licht von uns wegspernte.

Kapitel 5

„Die Arbeit ist getan.“, sagte einer der Soldaten zum Obersten, „Die Unreinen der heutigen Säuberungen sind vernichtet. Wir haben sie ordnungsgemäß beseitigt und ohne Probleme in die richtige Position gebracht.“

„Die richtige Position?“, schien der Oberste seinen Untertanen zu verhöhnen. Die Stimme des Gebieters klang rau und zugleich piepsig. Würde man sein Alter nicht genau kennen, würde man ihn wohl auf dreihundert Jahre oder mehr schätzen. Ja, kannte man die guten alten Star Wars Filme, so würde man glauben, er sei ein Anhänger der Sith. Und genau so sah der Oberste auch aus. Alt. Ja, Falten umhüllten sein Gesicht und der Tod umgab ihn förmlich.

Es war, als könnte man den Tod in seiner Nähe riechen. Dies könnte allerdings auch daran liegen, dass er so viele Menschenleben am Gewissen hatte, dass man sie gar nicht mehr zählen konnte. Er hatte eine Welt erschaffen, in der Menschen Menschen töteten. Eine Welt, in der man keine Rücksicht mehr auf den anderen nahm. Und eine Welt, in der alle gleich waren. Zumindest alle Frauen.

Denn damals – vor zweihundert Jahren ungefähr – ja, damals, waren die Frauen zu mächtig geworden. Sie wurden immer gebildeter und die Männer bekamen es mit der Angst zu tun. Denn die weibliche Spezies begann sich weiter zu entwickeln. Damals schon waren rund zwei Drittel aller weiblichen Menschen nicht in der Position Bildung zu erhalten. In Europa, teils Amerika und ein wenig Asiens hatten sie aber Rechte. Und sie hatten begonnen, jene Privilegien auszunutzen. Sie halfen ihres gleichen in ärmeren Ländern und planten Aufstände. Demonstrationen. Vieles dieser Art. Und so kam es, dass auch Frauen in Afrika anfangen, sich zu bilden und zu wehren. Damals wollten das die Männer aber nicht sehen. Und sie beschlossen etwas zu unternehmen. Doch niemand setzte sich genug ein. Nur der Oberste persönlich schaffte es letztlich die Basis des Mittelalters wieder beständig zu machen. Zumindest in seinem Land. Denn damals hatte es ihn schon gestört, dass die gebildeteren Frauen keine Kinder mehr zeugen wollten; keine Hausfrauen sein wollten; ihr Geld nicht mehr als Model verbringen wollten. Es zählte nicht mehr, bloß Kinder zu bekommen und dünn zu sein. Nein. Die Frauen wollten damals beginnen, zu sein wie Männer.

Sie wollten ihrer Karriere nachgehen. Und sie wurden immer klüger und klüger und klüger.

Ja, da kam es dem Obersten gelegen, die Frauen wieder weiter nach unten zu drängen. Denn er wollte nicht, dass es war, wie es war. Frauen sollten wieder Respekt vor ihren Männern haben. So dachten auch sein Vater und sein Großvater. So hätte man also schon lange ahnen können, dass er dem Wunsch irgendwann nachgehen würde.

Und er hatte erreicht, was er erreichen musste.

Eine ganze Nation lag ihm zu Füßen.

Mit Maschinen konnte er sich am Leben halten und künstliche Intelligenz hatte er sich einpflanzen lassen. So musste er selbst nicht mehr in einem so hohen Ausmaß mitdenken. Mitdenken hatte ihn ja bloß altern lassen.

Jetzt, wo man sagen könnte, er sei eine Maschine, ein Roboter, ein Blecheisen konnte ihn niemand mehr vom Thron werfen.

Er hatte erreicht, was Generationen vor ihm versucht hatten.

Er hatte die Maschinen an die Macht gebracht.

Er hatte Papiere ausgerottet.

Ja, alles lief nun technologisch und digital ab.

Das war auch so ein Punkt gewesen, den die Frauen nicht hatten haben wollen.

Sie wollten immerzu Bücher lesen.

Ja, diese erbärmlichen Bücher.

Und man konnte es ihnen nicht ausreden.

Denn sie waren nun ja gebildet. Fast keine wollte mehr ein Model sein. Fast keine hatte ihrem Mann mehr die Tätigkeit einer Hausfrau bieten. Nein, so waren die neumodernen Frauen von damals nicht mehr gewesen.

Und genau das wurde zum Problem der Männer.

Sie konnten es nicht ertragen, dass die Frauen mehr wussten als sie.

Was aber noch viel schlimmer war, war das sich immer ändernde Idealbild einer Frau.

1980 galt noch, die Dünnsste sei die Schönste.

1990 war das dann schon nicht mehr in diesem Ausmaß der Fall.

Und von den 2000ern, von denen brauchte man gar nicht erst sprechen. Denn da war es schon egal, ob die Frau durchtrainiert war, oder nicht. Es zählte nicht mehr wirklich wie sie aussah. Denn wichtig war es, das eigene Individuum zu entfalten und gebildet zu sein. Der Rest schien nicht mehr zu zählen.

Und daher hatte er es sich zur Aufgabe gemacht, all das zu wieder ändern. Wieder richtig zu stellen.

„Hast du die Unreinen nun zerstückelt, oder nicht?“, schrie der Oberste den Soldaten, der erschrocken zurückwich, an. Denn der Meister konnte es nicht leiden, wenn man sich unspezifisch ausdrückte.

„Ja, mein Gebieter, das habe ich.“, antwortete er, „Alles sieht aus wie ein Attentat. Es ist wie immer. Morgen werden die anderen Soldaten die Leichen finden und glauben, es seien die unseren gewesen, die da tot am Boden liegen. Bestialisch zerkleinert und in Stücke gerissen.“

„Sehr gut. So lange sie glauben, der Widerstand sei der Feind, haben wir kein Problem.“, lachte der Meister.

„Der Widerstand, Sir?“, erkundigte sich der Soldat.

Denn für einen Moment hatte der Oberste vergessen, dass der Soldat gar nicht wusste, was er gerade eben getan hatte.

Er hatte einen jener ermordet, der die Wahrheit sagen wollte.

Die Wahrheit darüber, wie die Welt früher wirklich war.

Denn es gab niemanden mehr, der wusste, wie damals alles war. Niemanden außer den Obersten. Und die Unreinen, die irgendwie an Bücher und alte Videoaufnahmen gekommen waren, die doch eigentlich alle vernichtet sein sollten. Und das schlimmste war, dass der Oberste nicht mehr lange sein würde. Denn auch seine Maschinen verhalfen ihm nicht zu ewigem Leben. Zumindest noch nicht.

„Ich sagte der Widerspenstigen, mein Sohn.“, korrigierte der Meister, während er innerlich lachte.

Der Soldat ging weg, nachdem er sich verneigt hatte und erneut verspürte der Oberste die Macht, die er besaß. Er hatte es geschafft, eine ganze Nation zu belügen und die Spezies der Frauen zu biegen. Er hatte alle belogen. Und jeder glaubte ihm. Ja, fast schon sah er sich selbst als Gott an.

Kapitel 6

Wir waren wohl um die zweiundvierzig Minuten gegangen, als wir endlich den Abwasserkanal verließen. Meine Schuhe waren nass und meine Füße schmerzten. Meine Hände bluteten. Mehr als einmal war ich ausgerutscht. Bestimmt lag es an der Erschöpfung, die mich langsam, aber sicher, in die Knie zu zwingen drohte.

Ich versuchte immer noch mit dem Unreinen Schritt zu halten. Doch schon vor gut einer halben Stunde waren wir langsamer geworden. Er schien wahrgenommen zu haben, dass ich nicht mehr konnte.

Eigentlich war es eine Schande, dass ich als Soldatin mit einem kranken, schier verhungerten Unbekannten nicht mithalten konnte. Doch im Moment war es mir egal. Alles was im Augenblick für mich noch zählte, war die Müdigkeit. Der Tag hatte keinen schönen Verlauf vernommen. Und wenn ich zu Mittag gedacht hatte, es war der schlimmste meines Lebens gewesen, so hatte ich das Ende noch nicht gekannt. Was ich eben gesehen hatte, musste ich erst noch verarbeiten. In meinem Kopf ergaben die Bruchstücke, die ich gesehen hatte, keinen Sinn. Es musste eine logische Erklärung dafür geben, dass die Soldaten scheinbar unschuldige Unreine getötet hatten. Wobei... Unschuldige Unreine. Gab es das überhaupt? Jeder dieser Verräter hatte mindestens ein Verbrechen begangen. Ein Verbrechen, das sich nicht wieder gut machen ließ. Die Frage war nur, ob jene Tat so unmenschlich gewesen war, dass man dafür töten musste.

In meinen Augen gab es wenige dieser Taten, die mit dem Tode bestraft werden sollten. Doch meine Meinung zählte nicht. Denn es war nur die Ansicht einer weiteren Unwissenden. Natürlich verfügte ich über das Basiswissen unseres Landes, mehr Bildung hatte ich aber auch nicht. Mehr Bildung brauchte ich schließlich auch nicht. Lange genug war ich in die Schule gegangen und hatte mich von Geschichten der Natur und unserer Entstehung berieseln lassen. Aber diese Zeit war vorbei. Ich wollte nichts mehr darüber hören. Weshalb genau konnte ich selbst nicht genau sagen. Was ich aber wusste, war, dass ich es leid war, immer das gleiche zu hören. Dieselben Geschichten. Dieselben Predigten. Dieselben Gebote. Dieselben Regeln. Es war immer dasselbe. Egal das wievielte Jahr ich auch in einem der kleinen Klassenräume saß und die stickige Luft ertrug. Ich lernte nichts neues. Außerdem kam mir ohnehin etwas an all dem Gerede nicht richtig vor. Ich weiß nicht, was mich daran so störte. Aber irgendetwas fand ich komisch. Wahrscheinlich war es einfach die Tatsache, dass ich meine Zeit nicht damit verschwenden wollte, blöd herum zu sitzen, sondern dass ich Lust hatte, etwas zu erleben. Sport zu machen. Leben zu retten. Das Volk zu beschützen. Darin sah ich nun mal den Sinn des Lebens. Deshalb würde ich auch nie einen richtigen Namen bekommen. Weil es mir einfach zu blöd war, stundenlang Theorien auswendig zu

lernen. Aber ein Name zählte eigentlich doch auch nichts. Nur wenige Leute besaßen einen richtigen Namen. Und wir anderen kamen auch mit unseren Nummern aus. Sie hatten etwas Vertrautes an sich. Etwas Beruhigendes.

Schließlich waren wir Menschen geprägt von all diesen Ziffern. Nicht nur unsere Rufnummer bestand aus Zahlen. Nein. Unser ganzes Leben wurde davon beherrscht. Die Waage zeigte Zahlen an. Die Nummer der Säuberungen. Die Größe. Die Noten, die wir auf unsere abgelegten Prüfungen erhielten. Die Gramm unserer Tagesrationen – niemand durfte auch nur ein Milligramm zu viel Fleisch, Brot, Apfel oder was auch immer erhalten. Die Wohnungsnummer. Die Berufsnummer. Abteilungsnummer. Alles. Ja, einfach alles war von Zahlen und Ziffern geprägt. Wieso also sollten nicht auch unsere Namen etwas auffassen, das ohnehin überall zu finden war. Selbst wenn ich einen Weg entlang ging, achtete ich auf die Straßenummer, um nicht falsch abzubiegen.

Schweigend und immer noch nachdenkend setzte ich einen Fuß vor den anderen. Stets in der Hoffnung, dass wir bald ankamen. Wo auch immer wir ankommen sollten. Der Unreine hatte mir – abgesehen von seinem Namen, der wirklich sehr komisch klang – nichts erzählt. Weder wo wir hingingen, noch ob wir im Moment noch innerhalb der Mauer waren.

Scheinbar bereitete es ihm Freude, mich im Dunkeln tappen zu lassen.

Als ich plötzlich einen Schuss hinter mir vernahm, begannen meine Beine zu zittern und der Stein vor mir, schien gerade erst in mein Sichtfeld getreten zu sein. Ich stolperte über ihn und fiel zu Boden. Meine Knie schmerzten und auf meinen Handflächen, mit denen ich mich abgefangen hatte, konnte man Blut sehen. Ich stöhnte. Auch das noch. Wie sollte ich morgen beim Dienst eine Waffe halten können, wenn ich doch jetzt schon das Pochen des Schmerzes in meinen Armen spürte. Es war schrecklich und grenzte schon fast an eine Schande, zu wissen, dass ich schier zu müde war, um zu gehen. Im weitesten Sinne befand ich mich in der Position einer Gefangenen und ich schaffte es nicht einmal, meine Füße zu heben. Vielleicht war ich doch keine so gute Soldatin, wie ich bisher immer angenommen hatte.

„Alles in Ordnung?“, erkundigte sich Prome wohl zum zweiten Mal an diesem Tag. Wenn ich mich recht erinnerte. Oder war es Alexander gewesen, der mich das heute schon gefragt hatte?

Die Erschöpfung hatte mich dermaßen eingenommen, dass ich keinen klaren Gedanken mehr fassen konnte. Im Gegenteil, ich ließ mir sogar noch von dem Unreinen aufhelfen, weil ich selbst nicht mehr auf die Beine kam. Was war ich für eine Schande für die ganze Gesellschaft. Jedenfalls ließ der Unbekannte, der mittlerweile eigentlich schon gar nicht mehr so unbekannt war, mich auch nachdem ich wieder sicher zu stehen schien, nicht mehr los. Stattdessen legte er meinen Arm um seine Schulter und stützte mich beim Gehen. Bei

jedem Auftreten tat mein rechter Fuß höllisch weh, und dennoch bejahte ich seine Frage. Der Fremde musste schließlich nicht wissen, dass ich verwundbar war. Womöglich würde er mich dann noch anfallen und zu seinen Leuten bringen, damit die mich dann foltern und töten konnten. Vielleicht würde er mich auch eigenhändig töten. Wobei er das wahrscheinlich schon getan hätte, wenn er es wirklich wollte. Er brauchte bestimmt noch Informationen. Informationen darüber, wie er die Gesellschaft vernichten konnte. Wieso sonst lebte ich noch? Er wollte mich foltern. Bis ich redete. Darüber war ich mir sicher. Was er aber nicht wusste, war, dass ich nicht sprechen würde. Ich war kein Verräter. Davor würde ich sterben.

„Wir sind gleich da.“, erhielt ich dann endlich einmal eine sinnvolle Information. Nicht, dass es mich beruhigt hätte, zu wissen, dass wir uns seinem Lager näherten. Aber so konnte ich mich wenigstens innerlich darauf vorbereiten, dass ich gleich noch mehr Schmerzen als aufgeschürfte Knie und blutende Handflächen ertragen musste.

„Gut.“, gab ich schlicht und einfach von mir. Ich wollte nicht zu viel sagen. Was hätte ich auch sagen sollen? Super! Richtig cool! Danke, dass du mich darüber informierst, dass ich gleich noch mehr leiden werde! Oder ähnliches in der Art?

„Bist du denn gar nicht gespannt, wie es außerhalb der Mauer aussehen wird?“, erkundigte sich Prome. Sein Wille ein Gespräch aufzubauen, ergab für mich keinen Sinn. Doch wenn er reden wollte, dann würde ich mich eben mit ihm unterhalten. So käme ich bloß an weitere Informationen, die ich, wenn ich denn endlich gerettet wurde, gegen ihn und seine Freunde – oder seine Familie – ausspielen konnte. Nicht schlecht zu wissen, dass Nachdenken nicht zu den Stärken meiner Feinde gehörte.

„Ich weiß, wie es dort aussieht. Schrecklich.“

Der Unreine lachte, bevor er antwortete; „Schrecklich, ja? Ironisch, dass ausgerechnet du das sagst. Du lebst gefangen unter einer Mauer, in deren Zelle weder Blumen blühen, noch Familien mit Kinderwägen über die Straßen laufen.“

Mit seiner Antwort schien er mich zu verhöhnen. Er wollte sich über mich lustig machen. Doch mich konnte er nicht besudeln. Ich wusste genau, was Familien brachten. Schmerz. Denn Familien, wie er von ihnen sprach, waren eine zufällige und nicht ewig anhaltende Zusammenkunft von Menschen. Familien, wie wir sie kannten hingegen, bedeuteten mehr als Streit und Trennung. Wenn ich meinen Zukünftigen denn endlich traf, würde ich ihn für immer mögen. Und nicht lieben. Schon früh hatte man uns nämlich gelehrt, dass Liebe ein genau so großes Märchen war, wie Gott. Beides existierte nicht.

„Du kannst sagen, was immer du willst. Es ist mir egal. Mich kannst du nicht täuschen.“, beteuerte ich erneut.

„Täuschen? Nicht ich bin es, der dich belügt, Sky. Eure Regierung erzählt euch Geschichten von einer Welt, die es nie gegeben hat. Warte ab, bis ich dir zeige, wie die Menschen früher wirklich gelebt haben. Wie glücklich sie waren, und wie frei.“, versuchte Prome mich erneut umzustimmen.

„Ich heiße nicht Sky.“, war aber alles, was ich antwortete. Ich hatte keinen Namen. Und das war gut so.

„Ach ja, stimmt. Du bist ja bloß ein Roboter, der mit Ziffern, die nicht einmal einen Zusammenhang ergeben, gebrandmarkt ist.“, stichelte der Unreine weiter. Und zu meinem Bedauern ging ich auf seine Provokationen ein.

„Wenigstens heiße ich nicht wie du. Was soll das überhaupt für ein Name sein? Prome.“, machte ich mich nun über ihn lustig. Ich zeigte ihm nicht gerade meine netteste Seite, aber was sollte ich auch sonst sagen? Ich wusste einfach nicht, mit was ich kontern sollte. Ich hatte weder Informationen über ihn, noch über sein Leben. Was also hatte ich ihm vorzuwerfen? Außer der Tatsache, dass er zu den Unreinen gehörte.

„Also eigentlich ist das ja auch nur die Abkürzung meines Namens.“, gestand der Braunhaarige und wuschelte sich verlegen durch die Haare, „Meine Mutter hatte mich Prometheus genannt. Als ich geboren wurde, ist sie gestorben, weil wir in die Hände der Soldaten gefallen waren. Es war eine Hausgeburt gewesen. Schließlich durfte sie ja keine Kinder haben, sie war keine Zeugin – wie ihr sie nennt. Als die Soldaten die Tür aufstießen hielt sie mich gerade im Arm, wiegt mich hin und her und überlegte sich einen Namen für mich. Bevor Mörder meiner Mutter mich sehen konnte, versteckte sie mich in einem Wäschekorb und flüsterte mir meinen Namen zu. Sie schrieb ihn zudem auf ein Stück Stoff, dass sie von ihrer Kleidung abgerissen hatte, und band es mir um den Arm.“

„Tut mir leid.“, rutschte es mir heraus, als er seinen kleinen Aufsatz beendet hatte. Natürlich hatte ich kein Mitleid mit ihm. Von einer Mutter zu sprechen, wie er es tat, bestätigte nur, was ich ohnehin schon gewusst hatte, dass er niemals zu uns Reinen gehört hatte. Schon vom Tage seiner Geburt war er ein Verräter gewesen. Aber es änderte meine Ansicht zu ihm. Denn es tat mir leid für ihn, dass er nie die Chance gehabt hatte, etwas aus seinem Leben zu machen. Von Anfang an war er dem Tod und dem Unheil geweiht gewesen.

„Das muss es nicht. Dass meine Mutter getötet wurde, beweist nur, was alle von euch endlich realisieren sollten. Die Regierung will nicht, dass ihr euch bildet!“, griff er erneut ein Thema auf, aufgrund dessen er mir noch unsympathischer erschien. Prome – oder eben Prometheus – hatte keine Ahnung von unserem Staat, unserer Regierung, unseren Gesetzen und unserem System. Er wusste nicht, wie gut alles funktionierte.

Aber bloß, weil er nie die Chance gehabt hatte, es zu erfahren. Wenn ich ihm also klarmachte, dass man ihn von Anfang an belogen hatte, dann würde er mir glauben und sich

stellen. Und dann würde er noch eine Chance bekommen! Er müsste nicht sterben, ich müsste nicht gefoltert werden und seine Freunde würden aufgedeckt werden. Ich schlug also drei Fliegen mit einer Klatsche, wenn mein Plan aufging.

„Weißt du, Prome, ...“, sprach ich zum ersten Mal seinen Namen aus, ...man hat dich belogen. Und das tut mir auch schrecklich leid für dich. Aber wenn du mir die Möglichkeit gibst, dir unsere Welt näher zu bringen, wie sie wirklich ist, dann wirst du verstehen, was man dir angetan hat. Du könntest du stellen und alles wäre in Ordnung. Du könntest ein neues Leben beginnen. Ein Leben wie es jedem von uns zusteht. Du hattest einfach nie die Chance, zu erfahren, wie Aritnem handelt und funktioniert!“

Anstatt mir zuzustimmen, begann der Unreine zu lachen. Es würde schwerer werden, ihn von der Wahrheit zu überzeugen, als ich dachte.

„Bitte hör auf zu lachen und gib mir die Möglichkeit, dir alles zu erklären.“, flehte ich ihn schon beinahe an. Verstand er denn nicht, dass ich alles, was ich tat, nur seinetwegen machte. Ich wollte ihm helfen, ein Leben zu führen, dass nicht aus einer einzigen andauernden Flucht bestand.

„Du willst mir etwas erklären, über einen Staat, den du selbst nicht verstehst? Du willst mir etwas von einem Staat erzählen, der von hinten nach vorne gelesen Mentira heißt? Haben sie euch gesagt, was dieses Wort bedeutet? Haben sie euch das nähergebracht?“, verhöhnte er mich.

„Nein! Natürlich nicht! Was interessiert es mich auch, was der Name meines Staates, von hinten nach vorne gelesen, bedeutet?!“, schrie ich den Unreinen an und verdrehte die Augen. Er schaffte es wirklich, mich an die Grenzen meiner Geduld zu bringen. Das war zwar nicht allzu schwer, für einen Unbekannten aber trotzdem eine gelungene Leistung.

„Anscheinend nichts. Aber es sollte dir etwas bedeuten. Denn Mentira heißt von spanischer Sprache übersetzt Lüge.“, offenbarte Prome mir etwas so lächerliches, wie ich es in meinem ganzen Leben noch absolut niemals gehört hatte.

Natürlich lernten wir in der Schule kein Spanisch, da Spanien genau wie das restliche Europa schon lange untergegangen war. Die Sprache hatte keine Bedeutung. Und keiner konnte sie mehr sprechen. Also bestimmt auch der Unreine, an dessen Schultern ich mich immer noch abstützte nicht. Und selbst wenn es so war, wie er sagte, so musste es ein Zufall sein.

„Was willst du mir damit sagen? Hast du dich schon einmal gefragt, ob derjenige, der dir diesen Blödsinn erzählt hat, überhaupt Spanisch sprechen kann? Oder hast du seine Behauptungen nie in Frage gestellt?“, hielt ich ihm die Wahrheit vor Augen. Der Unreine war belogen worden. Sein Leben bestand von vorne bis hinten aus Lügen. Und das schlimmste war, er selbst wusste es noch nicht einmal.

„Hast du deine Lehrer je in Frage gestellt?“, konterte Prome mit einer Gegenfrage, die er sich bestimmt selbst beantworten konnte, „Außerdem kommen meine Freunde von überall her. Deine Regierung nicht, oder?“

Was wollte er mir damit nun wieder sagen, dass sein Freund aus Spanien kam?

Unmöglich.

Denn Spanien war untergegangen. Wie alle Länder, die am Meer gelegen hatten. Die Menschen, die dem Staat angehört hatten, waren gestorben. Und ob er es nun glaubte oder nicht, dafür gab es Beweise. Digitale Dokumente. Aufnahmen von dem heutigen Spanien. Der Unreine war in die Falle gelockt worden und er hatte das Gift der Lüge geschluckt. Zu Schade für ihn, dass er sein ganzes Leben in einer einzigen Unwahrheit gelebt hatte.

„Spanien gibt es nicht mehr. Sollte dein Freund also aus Spanien kommen, tut es mir zum dritten Mal während dieses Gespräches leid, dir sagen zu müssen, dass man dich auf den Arm genommen hat. Und zwar gewaltig.“

„Oder man hat dich belogen. Denn hattest du nicht bis vor kurzen auch die Ansicht, außerhalb der Mauer sei es so heiß, dass man dort nicht leben könne. Wieso bewegst du dich dann, seit wir den Abwasserkanal verlassen haben, nicht mehr im Schutz der Mauer?“ Ich blieb abrupt stehen, was dazu führte, dass Prome mit mir im Arm fast hingefallen wäre. Aber das war mir im Moment egal. Wenn er die Wahrheit sagte, und wir uns wirklich nicht mehr im Schutz der Mauer befanden, war ich angelogen worden. Von meinen Lehrern. Von meiner Regierung. Von meinem Staat.

Denn dann herrschten wir keine unmenschlichen Temperaturen. Und auch die Natur schien hier nicht zu wüten. Sie vernichtete auch nicht alles, wie man es uns immer erzählte. Im Gegenteil. Alles sah aus, wie innerhalb der Mauer.

Alles bis auf die Häuser.

Als ich mich nämlich umblickte, erkannte ich Häuser in allen Farben. Zumindest nahm ich an, dass es Häuser waren. Denn ich sah rund um mich herum Trümmerhaufen. Trümmerhaufen, die eine Ruinenstadt bildeten. Dafür wirkten die Gebäude aber gemütlicher, als bei uns innerhalb der Mauer. Ich nahm sie wahr, wie Unterschlüpfen, in denen man sich wirklich zu Hause fühlen konnte. Anders als bei uns.

„Woher weiß ich, dass du mich nicht belügst?“, hakte ich nach. Ich konnte einfach nicht glauben, was Prome mir gerade offenbart hatte. Denn wenn es tatsächlich stimmte, was er sagte, wurde wirklich ich belogen. Und nicht er. Dann hatte wirklich ich an eine Regierung geglaubt, die Unwahrheiten verbreitete.

Aber um ihm zu glauben, musste er es erst beweisen. Vielleicht – wahrscheinlich sogar – befanden wir uns bloß am Rande der Mauer. An jenem Rande, an dem die Obersten damals die ersten Häuser erbaut hatten.

„Dreh dich um.“, war alles was er sagte.

Und ich befolgte den Befehl.

Im Moment ärgerte es mich ein wenig, dass ich immer sofort tat, was man mir sagte. Aber darauf war ich nun einmal trainiert worden.

Und was ich hinter mir sah, verschlug mir den Atem.

Denn ich sah die Mauer.

Wie sie groß, prächtig, mächtig und stark in den Himmel ragte. Und wie sie mich zu verhöhnen schien. Sie verkörperte jede Lüge, die man mir bis zu diesem Zeitpunkt erzählt hatte. Ja, jede verfluchte Lüge. Und jede Unwahrheit, die ich ihnen – der Regierung, den Obersten, den Befehlshabern, ja, ihnen allen – geglaubt hatte.

Am liebsten hätte ich mich auf den Boden geworfen und geweint.

Ich ertrug es nicht, was ich sah.

Und immer noch hoffte ich, dass ich gleich aus einem bösen Traum erwachen würde.

Aber ich wusste, dass es nicht passieren würde.

Ich wusste es.

Weil ich jetzt auch wusste, dass unser System nicht funktionierte, wie ich bisher geglaubt hatte.

Und dass das Blut vieler Unschuldiger an meinen Händen klebte. Auch wenn ich selbst nie jemanden umgebracht hatte, so hatte ich die Soldaten trotzdem unterstützt. Ja, ich war sogar eine Soldatin!

Verzweifelt und den Tränen nahe drehte ich mich um.

Ich sah den Unreinen, der ja eigentlich gar nicht unrein war, an und nickte ihm zu.

Ich wollte nur noch so weit wie möglich von der Mauer weg.

Und ich wollte nie wieder zurückkehren.

Zu lange hatte ich an einer Lüge festgehalten.

Plötzlich schämte ich mich dafür, dass ich Prome gerade eben noch einen Lügner genannt hatte. Denn ich war diejenige, die Unwahrheiten verbreitete.

„Tut mir leid.“, wiederholte ich die Worte, die ich zu meinem Entführer, der ja gar nicht mein Entführer, sondern eigentlich mein Befreier war, während der letzten zehn Minuten schon so oft gesagt hatte. So oft, wie noch nie zu jemandem zuvor.

„Für was entschuldigst du dich jetzt schon wieder?“, versuchte der eigentlich nicht Unreine zu witzeln. Und diesmal entwich mir sogar ein Lachen. Es klang eher wie ein verzweifelt, hysterisches Lachen, aber das war mir egal. Denn im Moment gab es bestimmt mehr Sachen, für die ich mich schämen musste. Für weitaus schlimmere Dinge, als ein Lachen.

„Wir sind da.“, riss mich Prome dann aus den Gedanken.

Ich blickte nach vorne und sah ein Haus vor mir, das als einziges in der Umgebung nicht einem Trümmerhaufen glich.

Ich blickte nach vorne und als ich einen Schritt zu dem Gebäude machte, fühlte ich zum ersten Mal, wie eine große Last von meinen Schultern abfiel.

Ich spürte, wie ich meiner Freiheit immer näher kam.

Kapitel 7

Schweigend betrat ich das Gebäude der Unreinen.

Ich konnte erkennen, dass es ihre Basis war. Der Hauptunterschlupf.

Die Wände schienen alt und modrig zu sein. Und es stank. Ja, es stank gewaltig.

Den Geruch konnte ich nicht genau erkennen, doch ich wusste, dass es von nichts Gutem zeugen konnte. Denn es roch verrottet. Aber genau so erschien auch das Versteck.

Überall lagen am Boden Matratzen auf denen Kranke und verwundete lagen. Ich wusste nicht, woher die verwundeten kamen, doch besaß die Sicherheit, dass sie nicht in meinem Staat geboren wurden. Denn die Gesprächsfetzen, die ich auffing, klangen nicht nach reinem Deutsch.

Wobei das Wort rein in der letzten Stunde seine Bedeutung geändert zu haben schien. Was war schon rein oder unrein? Waren wir etwa besser, nur weil wir an Lügen glaubten? Weil wir unsere Seele mit dem Blödsinn der Obersten bereinigten? Weil wir uns im Blut der anderen wuschen?

Wer waren wir, andere zu verurteilen, während wir selbst die Verurteilten waren?

Je länger ich über meinen Staat und sein System nachdachte, umso mehr erkannte ich die Täuschung hinter all dem Glanz. Denn wir glichen einer Supernova. Nach außen hin wirkten wir unzerstörbar, groß, mächtig, prächtig und rein. Doch im Kern rissen wir alle mit uns in den Tod. Und genau das taten wir. Ich hatte in all den Jahren, in denen ich meinem Beruf nachgegangen war, aufgehört, mitzuzählen, das Leben wie vieler ich verändert hatte. Damals noch schien der Begriff verändert angebracht; heute aber wusste ich, dass zerstört es eher treffen würde. Ich hatte Familien zerrissen, Häuser in die Luft gejagt und Menschen verraten. Ich war in all der Zeit zu einem Monster geworden. Ich hatte meine Menschlichkeit in all den Trümmern der Wahrheit verloren.

Schlimmer noch. Ich war zu einer Maschine geworden. Zu einer Killermaschine. Ich hatte aufgehört – oder auch nie angefangen – eigenständig zu denken. Obwohl mir die Theorie, auf der unser System aufgebaut war, immer schon komisch erschien, hatte ich niemals hinterfragt, was mir erzählt worden war. Ich hatte alles einfach hingenommen, wie es war. Ich hatte vergessen, was es bedeutete zu leben.

Ich hatte noch nicht einmal ein Zuhause.

Zwar besaß ich eine eigene Wohnung, die mit allem ausgestattet war, was man eben so zum Leben brauchte; heimelig fühlte sich aber weder mein Bett, noch meine Küche an.

Wo wir auch schon beim nächsten Punkt meiner Liste der Fehler waren.

Ich hatte mich an das Idealbild einer Frau gehalten. Ich trug Röcke und lange Haare. Ich wog wenig und versuchte viel Sport zu machen. Ja, der Wunsch einem Mann zu gefallen, hatte

mich komplett eingenommen. Er hatte mich so sehr beansprucht, dass ich sogar Frauen verurteilt hatte, die nicht dem Idealbild entsprachen.

Plötzlich schämte ich mich nicht mehr bloß für meine Taten, sondern für mich.

Und gerade als wir die Mitte des großen Raumes erreicht hatten, fiel mir etwas ein, das den Unreinen beweisen sollte, dass ich eine von ihnen war. Ich spürte nämlich ihr Unbehagen über meine Anwesenheit. Ich merkte, wie es sei innerlich zerriss, mir nichts Böses entgegenzuwerfen oder mich gar zu töten.

Und ich verstand ihren Hass auf mich. Denn ihr Hass zeigte mir, dass sie mich genau so verabscheuten, wie ich die Regierung in diesem Moment. Ich hatte zu lange an einer Lüge festgehalten. Wir alle – alle hinter der Mauer – hatten zu lange an Unwahrheiten geglaubt. Wir hatten uns von dem Charme der Professoren und Obersten einlullen lassen und hatten nicht gemerkt, wie sehr ihr Gift wirkte. Aber nur so lange, bis man die Wahrheit erfuhr. Und morgen schon würde ich die Lügen aufdecken und die echte Entstehungsgeschichte in die Welt posaunen. Dann mussten mir einfach alle glauben. Es ging quasi gar nicht mehr anders. Schließlich konnte ich meine Behauptungen beweisen und würde die der anderen widerlegen. Vor allem jene der Obersten.

Ich würde mir Anhänger suchen und die Gebieter, sowie die Regierung stürzen.

„Komm mit.“, forderte mich Prome auf. Ich hatte bis zu diesem Zeitpunkt nicht gemerkt, dass ich mitten im Raum stehen geblieben war und einfach an eine Wand starrte.

Den Unreinen musste ich nun wohl noch komischer vorkommen. Wahrscheinlich dachten sie, ich sei eine ihrer Gefangenen. Und verübeln könnte ich es auch keinem, wenn mich plötzlich jemand anfallen würde. Ich verstehe es sogar.

Prome führte mich in einen kleinen Raum, in dem noch drei andere Personen saßen. Sie alle hatten sich in einem Sesselkreis versammelt und schienen nur darauf gewartet zu haben, dass wir kamen. Bestimmt hatten sie schon lange vor mir selbst gewusst, dass ich bald eine ihrer Verbündeten werden würde.

„Was zur Hölle macht die hier?“, platzte das einzige Mädchen – abgesehen von mir natürlich – heraus, als sie mich sah. Gut; damit hatte ich nun nicht gerechnet. Eigentlich war ich davon ausgegangen, diese drei Personen würden mich in ihre Gemeinschaft aufnehmen, in ihre Pläne einweihen und mir helfen, die Wahrheit zu verbreiten. Aber scheinbar hatte ich mir das alles ein wenig zu einfach vorgestellt.

Das Gesicht des Mädchens wurde von kinnlangen schwarzen Haaren geziert und Sommersprossen besiedelten sowohl die Regionen rund um ihre Nase, als auch ihre Stirn und ihre Wangen. Sie war hübsch. Doch man kannte ihr an, dass sie krank sein musste. Denn sie war bedeutend zu dünn; ja, sie war schon extrem abgemagert, ihre Arme und Beine zitterten, selbst wenn sie saß und ihre strahlend grünen blauen Augen waren von dunklen

Ringen umrandet. Blutunterlaufen waren sie auch. Würde ich raten müssen, würde ich darauf tippen, sie hatte Krebs. Im Endstadium. Aber diese Krankheit war unter den Unreinen keine Seltenheit. Früher hatte ich es der Pflanze zugeschrieben, die Mutter Natur uns geschickt hatte, um einen Keil in die Gesellschaft zu treiben; warum diese Menschen nun jedoch wirklich Krebs hatten, wusste ich nicht. Die Natur und die Pflanze lagen schließlich nicht daran. Es war ja alles nur eine einzige riesengroße Lüge, an der ich mein Leben lang festgehalten hatte.

„Sie gehört zu uns.“, erwiderte Prome schlicht. So als wäre es nicht in geringster Art und Weise komisch, zu sagen, dass ich eine von ihnen war. Im Gegenteil; viel eher klang es danach als hätte er es schon lange vor mir gewusst.

„Woher willst du das wissen? Sie könnte auch ein Spitzel sein.“, mischte sich nun ein schlaksiger Junge in meinem Alter ein. Er hatte schulterlanges kastanienbraunes Haar, das so dünn wie Stroh sein schmales Gesicht umrandete. Ebenso wurde das Gesicht durch amethystfarbene Augen geziert und hohe Wangenknochen rundeten seinen Anblick ab. Zwar entsprach der Junge nicht dem heutigen Bild eines Mannes – da jene ihre Haare immer kurz geschoren hatten, wie auch die Soldaten –, doch man fand nichts, das man an ihm hätte ändern wollen. Es gab nichts auszusetzen. Er war eigentlich der Innbegriff einer Augenweide. Denn er entsprach alldem, was ein Mann nicht haben sollte. Der Junge besaß weder Muskeln, noch trug er sein Haar kurz geschoren. Seine Augen beanspruchten nicht die Farbe braun und anstatt anständiger Kleidung trug er einen lila Jogginganzug. Nicht, dass jener ihm nicht stehen würde; aber angemessen fand ich die Bekleidung nun doch nicht.

„Sieh es ein Luc, du hast die Wette verloren. Schon als Sam heute Mittag hier angekommen ist und von dem Mädchen erzählt hat, wusste ich, dass Prome sie herbringen würde. Du schuldest mir fünfzig Euro.“, beteiligte sich nun auch der letzte der drei an dem Gespräch. Ich verstand zwar nicht einmal die Hälfte von all dem, was hier besprochen wurde, doch ich wollte auch nicht weiter darauf eingehen. Im Moment befand ich mich nicht in der Position Fragen zu stellen. Obwohl ich gedacht hätte, ich wäre es, bis das Mädchen den Mund aufgemacht hatte.

Alle hier misstrauten mir.

Und das zurecht.

Nun musste ich ihnen zeigen, dass ich mehr war als nur ein Spitzel, der sie auffliegen lassen wollte. Doch dazu brauchte ich Geduld. Und einen neuen Plan. Meinen letzten konnte ich schließlich über den Haufen werfen.

„Nein, nein, nein. Noch ist hier gar nichts bewiesen. Dein Geld bekommst du erst, wenn auch wirklich feststeht, dass sie zu uns gehört und uns nicht hintergeht.“, beteuerte Luc – so musste er wohl heißen, schließlich hatte der Dritte ihn so genannt.

Luc stand auf und ging zur Bar hinter dem Sesselkreis.

Er nahm fünf Gläser und schenkte ein braunes Getränk ein. Ich konnte nicht genau sagen, was es war, doch Wasser war es bestimmt keines. Oder vielleicht war es das; nur nicht so sauber, wie ich es gewohnt war.

Mit den Gläsern in der Hand kam der Junge im lila Trainingsanzug wieder auf uns zu. Er drückte sowohl dem Mädchen als auch dem anderen Buben, ein Glas in die Hand. Erst als jener seinen Arm hob, um das Glas zum Mund zu führen, fielen mir die Tattoos auf, die er auf seinem Arm hatte. Es waren Zeichnungen, von leidenden Menschen. Zumindest sah man ihre Gesichter. Jene waren nämlich lang gezogen, abgemagert oder wirkten wie der Tod persönlich. Ich verstand nicht, wieso man sich solche Tattoos auf den Arm malen ließ. Schließlich waren es Zeichnungen für die Ewigkeit.

Vielleicht gehörte eben jene Kunst aber nicht zu meinen Kompetenzen. Uns war es ja verboten, Tinte auf unserer Haut zu verewigen. Denn das zeigte nur wieder die Unreinheit, die in manchen von uns steckte.

Wenn ich genauer darüber nachdachte, entfaltete sich in mir von einem Moment auf den anderen der Wunsch, eine Zeichnung unter meiner linken Brust zu haben. Vielleicht würde ich mir eine Blume einritzen lassen. Blumen zeugten von Schönheit. Und Schönheit war ein Zeichen der Echtheit. Nicht der Reinheit. Denn rein zu sein, bedeutete nicht unbedingt, hübsch zu sein. Ich war das beste Beispiel für diese Behauptung. Zwar besaß ich alles, was eine Frau besitzen musste, und doch hatte ich nichts, was einen Mann ansprach. Mein Bauch war durchtrainiert und von einer leichten Schicht Muskeln bedeckt. Zumindest konnte man den Ansatz der Muskeln erkennen. Doch meine Brust war bedeutend zu schmal. Meine Beine waren zwar unglaublich dünn, doch meine Unterschenkel schienen teilweise dicker als meine Oberschenkel zu sein. Mein Gesicht war zwar rund, doch meine Wangenknochen waren nicht markant. Meine Nase war zwar klein, aber ich hatte keine Stupsnase. Ich war nicht mit der Schönheit gesegnet, von der andere sprechen konnten. Zwar war ich auch nicht hässlich, aber es gab hübschere Mädchen als mich.

Zum Beispiel jenes, das hier in diesem Raum saß. Denn durch ihre Krankheit und ihre Imperfektion erkannte man, die Schönheit. Denn jeder Diamant, der etwas wert war, hatte einen Macker. Zu rein zu sein, bedeutete, nicht echt zu wirken. Und das wollte niemand. „Hier.“, drückte Luc dann auch mir ein Glas in die Hand und riss mich so aus den Gedanken. Stammelnd bedankte ich mich, bevor ich mich setzte. Während ich nämlich in Gedanken versunken gewesen war, hatte sich auch Prome gesetzt. Und es kam mir unangemessen vor, als einzige zu stehen. Das passte einfach nicht ins Gesamtbild.

„Also...“, begann der Junge im lila Jogginganzug dann das Gespräch, „Was führt dich hier her? Wenn ich dich so ansehe, wirkst du auf mich nicht unbedingt wie der Typ Mensch, der gerne einen Widerstand anzetteln würde.“

Am liebsten hätte ich sofort geschrien, dass ich aber genau das tun wollte, doch ich hielt mich zurück. In der Ruhe lag die Kraft.

Ich durfte nichts übertreiben, sonst klang ich zu unglaubwürdig.

„Das war ich auch nicht. Zumindest nicht bis ich erkannt habe, dass wir die ganze Zeit belogen werden.“, gestand ich. Ich hätte lügen können. Doch eine Beziehung auf Lügen aufzubauen, brachte mich nicht weiter. Außerdem wäre ich dann nicht besser gewesen, wie all die Menschen im Schutz der Mauer. Wobei ich mich immer wieder fragte, vor was sie denn geschützt werden mussten, wenn es nichts gab, dass sie angreifen würde.

„Wieso jetzt? Wir haben uns über dich schlaugemacht. In den Akten der Regierung steht, du seist ein Profi. Eine richtige Vorbildssoldatin. Sie hatten sogar schon über eine Beförderung nachgedacht.“, kam das Mädchen wieder zu Wort.

„In meiner Akte?“, wiederholte ich ganz vorsichtig und betont langsam. Zwar hatte ich gewusst, dass die Regierung Dokumente über uns alle hatte und eine Mitschrift über unsere Arbeit führte, doch wusste ich bisher nicht, in welchem Ausmaß. Dass sie schrieben, wie ich mich im Dienst verhielt und dass sie beteuerten, ich könnte aufsteigen.

Aber selbst das änderte an meinem Entschluss nichts mehr. Eines stand fest. Ich gehörte nun zu den Unreinen. Ob sie wollten oder nicht.

„Ach. Eine weitere Sache über die du nicht Bescheid wusstest. Kein Problem. Ein Tag bei uns und du kannst dir sicher sein, du lebst in einer ganz neuen Welt. Wobei eine Nacht wahrscheinlich auch schon reichen würde, um dir die Wahrheit näher zu bringen.“, versuchte Luc mich aufzuheitern. Auf seinem Gesicht konnte man erkennen, dass er Mitleid mit mir hatte. Und wahrscheinlich war das auch das Einzige, das man mir entgegenbringen konnte. Trotzdem fühlte es sich nicht gerade angenehm an, zu wissen, dass man als Einzige in nichts eingeweiht war und nicht einmal über Wissen des eigenen Landes verfügte.

„Was soll das heißen? Man bräuchte nur eine Nacht, um ihr die Wahrheit zu erläutern?“, schrie das Mädchen den Jungen im lila Jogginganzug an, nachdem sie abrupt aufgesprungen war, „Heißt das etwa, du vertraust ihr und sie ist ein Teil unserer Gemeinschaft? Ein Teil des Widerstands?“

Obwohl ich die Schwarzhaarige nicht gut kannte, konnte ich ihren Ärger über die Gesamtsituation förmlich spüren. Sie mochte mich nicht. Und um ehrlich zu sein, wollte ich nicht wissen wieso. Denn ich konnte nicht einmal meinem eigenen Gedächtnis vertrauen, wenn es darum ging, welche Familien ich zerstört hatte. Vielleicht war ihre ein Teil davon gewesen. Vielleicht hatte ich ihre Eltern ermordet.

Ich wollte mir nicht ausmalen, was ich getan hatte. Aber es musste schlimm gewesen sein, wenn sie solche Vorurteile über mich hatte.

„Prome, vertraust du ihr?“, erkundigte sich Luc und alle Blicke richteten sich auf den mir am bekanntesten. Ich konnte sehen, dass er mit sich ringen musste, bevor er die Frage bejahte. Er kannte mich schließlich nicht. Er wusste über mich genau so viel wie ich über die Welt. Absolut ganz und gar nichts.

Aber etwas an ihm schien an mir Interesse gefunden zu haben. Sonst gäbe er mir jetzt wohl nicht die Möglichkeit unter seinen Freunden zu sitzen und mit jenen zu sprechen.

Ja, sonst hätte er mich wohl schon getötet.

Ohne sich noch einmal in der Runde umzublicken stürmte das Mädchen aus dem Raum. Promes Antwort schien sie verärgert zu haben.

Doch sie akzeptierte, was er gesagt hatte. Alles deutete also darauf hin, dass er der Anführer war.

Ironisch, wenn man bedachte, dass ich erst noch seine Freunde ausgelöscht hatte und er mir nun die Chance gab, Teil seines Teams zu werden. Ich würde ewig in seiner Schuld stehen; ob ich wollte oder nicht. Denn er hatte jetzt schon so viel für mich getan. So vieles, für das ich mich niemals würde revanchieren können. Ich hoffte nur, das wusste er.

„Ich sollte mich um mein Schwester kümmern.“, mischte sich der Mann mit den vielen Tattoos am Arm ein und kratzte sich am Hinterkopf.

Erst als Prome nickte, stand er auf und verließ den Raum. Kurz bevor er tatsächlich aus der Tür spazierte, wandte er sich noch einmal an mich: „Ich bin übrigens Archer.“

Etwas unsicher hob ich die Hand und winkte ihm zu.

Im nächsten Moment kam ich mir selbst blöd vor. Ich hob die Hand und winkte ihm zu. Ging es noch dümmer?

Aber mir war einfach nichts Passendes eingefallen.

Und jetzt war es auch schon egal. Bestimmt lachte er sich mit seiner Schwester hinter der Tür gerade über mich tot, aber wen kümmerte es? Ich war schließlich nicht hier, um irgendjemanden zu beeindrucken, sondern um die Wahrheit zu erfahren.

„Also.“, zog ich das Wort ein wenig in die Länge, „Erfahre ich heute noch, was mit uns Menschen wirklich passiert ist, oder eher nicht?“

Luc begann zu lachen, während Prome nur seinen Kopf schüttelte: „Alles mit der Ruhe, Sky. Du hast sowieso keine Möglichkeit mehr, zurück ins Innere der Mauer zu gehen. Das wäre zu auffällig. Du kannst nicht eine Nacht verschwinden und dann wieder auftauchen; du musst hierbleiben, ob du willst oder nicht.“

Innerlich jubelte ich, doch um meine Freude nicht zu sehr zu zeigen, gab ich nur ein leises Oh von mir. Sie mussten ja nicht gleich alle wissen, dass ich vorhatte, die Wahrheit zu verbreiten.

„Luc führt dich auf dein Zimmer, wenn du willst. Ich sollte jetzt nach draußen gehen und den anderen sagen, was hier eigentlich los ist. Schließlich hatte niemand mit einer Soldatin gerechnet, die in unser Versteck marschiert, weil sie Seiten gewechselt hat.“, gab der Anführer – und ja, ich war mir sehr sicher, dass Prome der Anführer war – von sich, bevor auch er den Raum verließ und ich allein mit einem Jungen in einem lila Jogginganzug zurückblieb.

„Gut. Ich glaube, du solltest dich einfach ein bisschen ausruhen und schlafen. Morgen kommt ein neuer Tag, an dem wir uns mit deinem Unterricht beschäftigen werden. So leicht kommst du mir nämlich nicht davon!“, lachte Luc.

Wir standen letztlich beide auf und er führte mich über eine Treppe in die zweite Etage des Gebäudes. Dort waren mehrere Zimmer zu sehen, die heimelig eingerichtet waren. Nirgends sah man Fenster aus Glas oder vernahm seine Nachbarn. Doch es herrschte eine angenehme Stimmung in dem Gebäude. Und in den Zimmern.

Wenn ich mich genauer mit dem Aufbau der Räume befasste, war ich mir ziemlich sicher, dass die untere Etage einmal ein Lagerraum gewesen war. Und die obere Etage hatte bestimmt als Zimmer für die Mitarbeiter gedient. Anders konnte ich mir nicht erklären, warum unten nur ein einziger großer Raum, von dem ein kleiner Teil durch einen Vorhang abgetrennt war, dominierte und hier oben eine Unterteilung in verschiedene Abteile Regel war.

Als wir an einem Zimmer ganz hinten am Flur der zweiten Etage angekommen waren, öffnete Luc eine Tür und bedeutete mir, hinein zu gehen.

Es war ein kleines Zimmer, das nicht mehr beinhaltete als einen winzigen Schreibtisch, ein Bett und einen Schrank. Doch es war genug. Denn dass man mir überhaupt ein Zimmer schenkte und mich nicht unten bei den anderen Anhängern des Widerstands schlafen ließ, war schon Geschenk genug.

Wobei ich die Nacht bestimmt ohnehin nicht überlebt hätte, wenn ich unten hätte schlafen müssen. Ich war mir nämlich sicher, dass eine Soldatin nicht unbedingt gerne gesehen wurde. Schon gar nicht, wenn sie heute noch die Familie eines kleinen Jungen ausgelöscht hatte, der auch hier lebte. Sobald ich Sam sah, würde ich mich ohnehin bei ihm entschuldigen müssen.

„Hier kannst du erstmals die Nacht verbringen. Morgen sehen wir dann weiter. Falls du gerne früh aufstehst, ist es für dich bestimmt am besten, du wartest hier einfach darauf, dass jemand kommt und dich holt. Ich glaube nicht, dass es schlau wäre, nach unten zu

gehen. Du könntest dich verlaufen. Oder einem unserer Leute begegnen. Und glaub mir, wenn ich dir sage, dass das nicht gut ausgehen würde.“, brachte mir Luc meine derzeitige Lage nochmals näher. Bestimmt hatte er mich nicht absichtlich daran erinnert, dass ich hier nicht erwünscht war. Doch er hatte es getan. Und es schmerzte. Es schmerzte fürchterlich. „Danke.“, lächelte ich ihn an, weil ich nicht wusste, was ich sonst sagen sollte.

„Gute Nacht.“, erwiderte der Junge im lila Jogginganzug bloß, bevor er mir einen Stapel komischer Dinger in die Hand drückte, „Das sind Briefe. Nichts Technologisches, sondern aus Papier. Sei vorsichtig, wenn du sie liest.“

Dann wurde die Tür geschlossen und ich blieb allein in einem mir unbekanntem Raum zurück.

Langsam ging ich auf das Bett zu und setzte mich darauf. Es quietschte leicht und beugte sich nach unten, als mein Gewicht auf es drückte. Doch so eine Bewegung hatte ich schon erwartet. Denn das Bett war aus Holz, anders als die Metallgestelle bei mir zu Hause. Es war weich und mit einer extra Decke und einem Zusatzpolster ausgestattet. Solch einen Komfort hatte ich in meiner Wohnung nie erhalten. Das erhielten eben nur die Obersten; oder zumindest die sehr hohen Männer und Frauen in unserer Gesellschaft. Wobei Frauen ja eigentlich nur so weit aufsteigen konnten, wenn sie den richtigen Mann bei der Paarfindung erhielten. Denn der Reichtum des Mannes wurde auch auf die Frau übertragen.

Ich kuschelte mich in das gemütliche Bett, schlug die Decke über meine schmerzenden Beine und legte meinen Kopf in den Polster. Für ein paar Minuten atmete ich einfach nur ein und aus. Immer wieder ein und aus. Dann nahm ich schließlich einen der Briefe, wie Luc sie genannt hatte, in meine Hand.

Ich sah ihn genau an.

Auf der Vorderseite standen in wunderschönen, kaum verschnörkelten Buchstaben die Worte

An mein Zukünftiges Ich. Alle Briefe, die kamen und noch kommen werden...

Gerade, als ich das Papier auffalten wollte, erkannte ich, dass diese Sätze nur auf einem kleinen Fetzen des wertvollen Pergaments standen, der in das Kuvert eines anderen Briefes gesteckt worden war.

Ich hatte schon viel über Briefe gehört.

Doch selbst hatte ich bisher noch nie einen in Händen gehalten, schließlich war Papier eine ausgestorbene Ware. Das hatte man uns jedenfalls erzählt. Mittlerweile wusste ich ja, dass so einiges nicht stimmte. Dass eigentlich nichts stimmte, was man uns im Unterricht gelehrt hatte.

Und dennoch war es ein guter Schachzug der Obersten gewesen.

Wenn sie uns Kinder mit der Unwahrheit schon von Geburt an vergifteten, dann würden wir

die Welt gar nicht anders kennen, sie nicht anders sehen, nicht anders wahrnehmen und letztlich nicht in Frage stellen.

Bei unseren Eltern war vielleicht noch Überzeugungskraft nötig gewesen, bei uns aber spielte all dies keine Rolle mehr.

Denn wir glaubten, was wir hörten.

Das tat doch jedes Kind.

Wir wussten es schließlich auch nicht besser.

Um mich nicht wieder in meinen eigenen Gedanken zu verlieren, legte ich das Stück Papier so sorgfältig es nur ging beiseite und widmete mich dem ersten Kuvert. Es war nicht adressiert. Komisch. So wusste man doch nicht, wem es gehörte.

Langsam, um ja nichts einzureißen, öffnete ich den Brief und nahm das gefaltete Blatt heraus.

Ich inspizierte die Schrift.

Sie war schön.

Noch nie zuvor hatte ich etwas so wunderbares in meinem Leben gesehen, wie diese Schrift. Sie war auch nicht mit dem Computer geschrieben worden; man konnte gut erkennen, dass jeder Buchstabe sorgfältig und mit größter Mühe durch die Hand einer Frau auf Papier gebracht wurde. Zumindest glaubte ich, dass es sich um die Schrift einer Frau handelte, denn kein Mann hätte sich wohl je die Mühe angetan, solch einzigartige Schnörkel und Bögen niederzubringen.

Und dann begann ich zu lesen.

Ich begann die Worte einer mir Unbekannten in mich aufzusaugen.

Und zum ersten Mal war ich dankbar, dass man mir das Lesen und Schreiben beigebracht hatte. Denn ich erkannte nicht nur eine völlig andere Sicht auf die Dinge, sondern konnte auch eine komplett andere Wahrnehmung herausfiltern.

Liebes späteres Ich – oder wer auch immer diesen Brief lesen wird.

Ich sitze nun wieder hier;

natürlich sitze ich hier. Hier ist irgendwie mein Zuhause.

Ja, die Schule ist wie ein Traum.

Jeden Tag lerne ich neues.

Jeden Tag habe ich die Chance, meine Meinung zu dem neuen Wissen zu äußern-

Denn das ist es, was die Welt im Moment ausmacht.

Ja, im Moment sind wir alle frei.

Lange haben verschiedenste Kriege die Welt geprägt.

Und viel zu lange haben wir von Hass gesprochen.

Aber diese Zeiten sind vorbei.
Es haben die Zeiten begonnen, in denen nicht mehr zählt, woher man kommt.
Die Zeiten, in denen deine Hautfarbe egal ist.
Ich bin froh darüber. Denn es kann jeder sein, wie er will.
Und sein zu wollen, wie man ist, das ist eine Freiheit, mit der man nicht spaßen sollte.
Wir alle sollten uns daran erinnern, was wir haben.
Wir haben die Chance, uns zu entfalten.
Und diese Chance sollte jeder haben.
Meine Aufgabe ist es, von der Zukunft zu berichten. Zumindest von einer Zukunft, die man sich vorstellt. Ich meine... Natürlich kann ich meine Zukunft nicht planen.
Aber das ist doch in Ordnung so.
Was wäre ein Leben, wenn man wüsste, was man erlebt.
Was wäre eine Welt, wenn alles strukturiert wäre?
Ich will eigentlich nicht einmal schreiben, was ich mir vorstelle.
Denn Zukunft bedeutet Ungewissheit.
Und Ungewissheit bedeutet Freiheit.
Und Freiheit bedeutet, das Recht zu haben, zu sagen, was man denkt.
Und eine geplante Zukunft wäre wie ein schlechter Roman.
Ein Roman, von dem man das Ende schon kennt, bevor man das Buch zu Ende gelesen hat.
Ich will hier nicht schreiben, was ich erwarte.
Denn zu schreiben, was ich erwarte, läge nicht in meinem Recht.
Es ist mir nicht erlaubt zu sagen, was ich erleben möchte.
Denn das Schicksal hat wohl alles schon vorgeplant.
Ich werde erleben, was ich erleben soll.
Das schöne am Leben ist es doch, dass immer etwas Unerwartetes geschieht.
Das Leben ist kein Plan.
Denn wenn ich eine Sache gelernt habe, dann, dass man nichts planen kann.
Man kann so viele Pläne haben, wie man möchte, es wird immer anders kommen.
Ich werde nicht schreiben, was ich mir wünsche.
Einfach weil ich mir nichts wünsche.
Ich habe die Freiheit zu sagen, wer ich bin.
Und das ist alles, was ich brauche.
Liebes spätere Ich;

Ich hoffe du denkst gleich wie ich. Denn das Leben wird uns den richtigen Weg weisen.

Das Schicksal wird uns die richtigen Abzweigungen nehmen lassen.

Ja, Liebes Ich:

Ich wünsche mir, dass du genau so bist, wie du bist.

***Und ich wünsche mir, dass du die Freiheit hast, du sagen, wer du sein willst.
Was ich mir aber noch viel mehr von dir wünsche, ist, dass du für die kämpfst, die sich selbst nicht verteidigen können.***

Dass du denen hilfst, die in Not sind.

Dass du deine Meinung sagst, egal was die anderen denken.

Denn das ist es, was uns Menschen ausmacht.

Ja, Liebes Ich:

Bitte mach Fehler. Es ist egal. Mach Fehler, so lange es deine eigenen sind.

Erlebe, was du erleben willst.

Beginne ein Abenteuer nach dem anderen.

Stürze dich in ein neues, wenn du das alte schon erlebt hast.

Du meisterst diese Abenteuer.

Denn diese Abenteuer sind Erfahrungen.

Und jede menschliche Seele ist von Erfahren geprägt.

Ja, sie sind es, die uns ausmachen.

Sie sind es, die uns zu uns machen.

Als ich den Brief zu ende gelegt hatte, legte ich ihn sorgfältig beiseite.

Noch nie in meinem ganzen Leben hatte ich etwas so wunderschönes gelesen.

Die Worte, die diese Frau benutzt hatte, hatten mich mitten ins Herz getroffen.

Bei ihr klang alles so realistisch.

Bei ihr gab es keinen Wunsch nach Freiheit. Denn sie lebte in einer Welt in der Freiheit und Bildung ein Privileg waren.

Ich konnte immer noch nicht verstehen, wie man die Wahrheit dermaßen hatte verdrehen können. Aus diesem Brief ging doch klar hervor, wie die Menschen damals lebten. Und es war bestimmt nicht nur dieser Brief, der von einer Freiheit sprach, die jedem Menschen zustand.

Im Gegenteil.

Neben mir lag noch ein ganzer Stapel voll Briefe, die diese Frau geschrieben hatte.

Ich fragte mich, wann genau sie die Worte auf Papier gebracht hatte.

Es konnte schließlich nicht allzu lange her sein. Sonst wäre das Pergament doch mittlerweile kaputt gegangen.

Zumindest hatte man uns erzählt, dass Papier sich mit der Zeit auflösen begann.

Daher verwendeten wir Laptops und Tablets.

Um für immer nachvollziehen zu können, was in unseren Gedanken gewütet hatte.

Vielleicht war aber auch das nur eine Lüge gewesen, um uns kontrollieren zu können.

Wer wusste schon, wer unsere Dokumente las.

Vielleicht wurden sie sogar von der Regierung oder der Gedankenpolizei kontrolliert.

Plötzlich fiel mir wieder das Mädchen von heute Nachmittag ein, das ein riesiges Plakat in Händen gehalten hatte, bevor man sie bestialisch getötet hatte. Jetzt wusste ich wieder, was sie da angefasst hatte. Es war Papier gewesen. Und sie selbst hatte etwas darauf geschrieben. Bestimmt war es als eine Art Protest gegen das System gedacht gewesen, doch ich mir war nicht einmal eingefallen, was sie überhaupt in Händen hielt.

Jetzt erst merkte ich, wie sehr wir alle von der Regierung, dem System, der Gedankenpolizei und dem Recht manipuliert wurden. Wir konnten nicht einmal mehr eigenständig denken.

Und solch wunderbare Worte, wie jene aus dem Brief, würden wir – oder zumindest ich – niemals niederschreiben können.

Mir würde solch ein Aufsatz nicht einmal einfallen.

Das Mädchen sprach von Freiheit und von Recht.

Davon, dass unsere – oder zumindest ihre – Zukunft nicht vorgeplant war. Sie sprach davon, alles einfach auf sich zukommen zu lassen.

Wie schön das doch klang.

Bestimmt war sie nicht seit ihrer Geburt einem bestimmten Beruf zugeteilt worden, dem sie nachgehen musste.

Bestimmt hatte sie ein schönes und erfülltes Leben gehabt.

Während ich die weiteren Briefe auf den Boden legte, mich mit der Decke noch fester umhüllte und mit meinem Kopf Richtung Decke blickte, dachte ich noch einmal darüber nach, wieso man uns das alles genommen hatte.

Die Frau hatte geschrieben, sie wäre frei darin gewesen, ihre Meinung zu sagen.

Warum waren wir nicht frei das zu tun?

Sie hatte in ihrem Brief so glücklich gewirkt.

Wann hatte ich zuletzt wirklich und aus tiefster Seele Freude verspürt?

Ihr Leben schien so unbeschwert gewesen zu sein.

Warum war es uns nicht vergönnt so zu leben, wie sie?

So viele Fragen schwirrten in meinem Kopf herum und ich schaffte es einfach nicht, sie aus meinen Gedanken zu verbannen.

Ich wollte einfach nur schlafen, doch meine Augen ließen sich nicht schließen.
Vielleicht hatte ich sie auch einfach schon zu oft geschlossen.
Ja, zu oft vor der Wahrheit verschlossen.
Wenn ich so darüber nachdachte, hätte ich nämlich wissen können, dass unsere Welt nicht so perfekt war, wie man es uns immer erzählte.
Denn die Lüge begann doch schon bei der Mauer.
Wieso war es mir nicht schon lange komisch vorgekommen, dass Regen und Bomben den Schutzwall durchbrechen konnte, die Natur aber nicht?
Und wieso hatte ich nicht wahrgenommen, dass der Regen doch ein Phänomen der Natur war?
In unserer Gesellschaft gab es so vieles, das sich gegenseitig widersprach, dass man nicht nur blind, sondern auch dumm sein musste, wenn man nicht erkannte, wer die Regierung wirklich war.
Sie war nämlich nichts weiter als eine Erfindung, um uns einzuschränken.
Wir hatten immer gelernt, freier Wille täte uns nicht gut.
Doch die Frau von den Briefen wirkte glücklich.
Es gab in dieser Nacht so vieles, über das ich mir den Kopf zerbrach. Ich wusste nicht einmal mehr wirklich, ob es noch derselbe Tag war, an dem ich einschlief, oder ob ich schon bis zum Morgen nachgedacht und mich selbst verurteilt hatte.
So sehr es auch schmerzte, ich war nichts weiter als eine Heuchlerin gewesen und das war mir in dieser Nacht bewusst geworden.
Ich konnte die Augen vor den Tatsachen nicht mehr verschließen.
Und dennoch nahmen die mich immerzu quälenden Gedanken irgendwann ein Ende
Denn ich driftete in den Schlaf ab.
Ganz langsam.
Und mit Alpträumen, die mich immer wieder erschauern ließen.
Doch wenigstens schlief ich irgendwann.
Denn nur da nahmen die Gedanken ein jähes Ende.

Kapitel 8

Erneut stand der Soldat beim Obersten.

Diesmal aber, weil er etwas zu beichten hatte. Etwas, das der Welt der Lügen einen Stein in den Weg legte.

„Eine Soldatin, mein Gebieter, ist heute nicht zum Dienst erschienen.“, gestand der Junge mit zitternder Stimme. Man konnte die Angst, die von ihm ausging, förmlich riechen. Es war erbärmlich, wie er sich fürchtete und am liebsten zu weinen begonnen hätte.

Doch das spielte ohnehin bald keine Rolle mehr.

Denn dieser Fehler, war ein Fehler zu viel.

Sobald der Oberste wusste, was er wissen wollte, musste der Junge für seinen Fehler bezahlen. Denn perfekte Soldaten machten keine Fehler. Fehler beschmutzten die Seele. Und mit einer beschmutzten Seele war man nicht mehr rein.

War es denn so schwer, den Wünschen des Gebieters zu entsprechen?

Er verlange doch nicht viel. Er wollte doch einfach nur eine Menge von Menschen seines Willens an einem Fleck. Warum schafften es die meisten denn einfach nicht, zu tun, worum er bat?

„Wer ist nicht gekommen, mein Sohn.“, hauchte der Oberste verärgert. Der ganze Raum bebte, als das Wort seinen Mund verließen und der Soldat hatte Mühe, sich auf den Beinen halten zu können.

„Society Consulting Ingenuity 3287519.“

Als der Oberste die Nummer seiner Soldatin hörte, stockte ihm der Atem.

Das konnte nicht wahr sein.

Alles hatte er getan, um aus dem Mädchen, dessen Eltern die Anführer des Widerstands gewesen waren, eine der seinen zu machen. Und nun war sie verschwunden. Oder übergelaufen. Denn so nannte der Gebieter die Leute, die ihn verrieten und die Seite wechselten: die Übergelaufenen.

Immer noch ging dem Obersten nicht in den Kopf, wie das Mädchen die Eigenschaften seiner Eltern hatte annehmen können. Doch es spielte keine Rolle mehr. Die Schuld lag ja auch in seinen Händen. Damals schon hätte er sie gleich töten sollen, schließlich trug sie das Blut ihrer Eltern mit sich herum. Doch er war zu schwach gewesen. Und das hatte er nun davon. Aber sie würde ohnehin nicht weit kommen.

Keiner der Unreinen würde sie akzeptieren. Denn sie war eine Soldatin gewesen. Und Soldatinnen begangen zu viele Fehler. Sobald sie ein einziges Mal nicht aufpassen würde, würde jemand zustechen. Da war sich der Oberste sicher.

Und selbst, wenn dem nicht so war, dann würde das Kind irgendwann kommen.

Es würde direkt in seine Arme laufen und dann war es vorbei.

Aus und vor.

Er würde tun, was er schon lange hätte tun sollen. Er würde ihrem Leben ein jähes Ende bereiten.

„Danke, mein Sohn. Du hast mir treu gedient.“, sprach der Gebieter zu seinem Soldaten, bevor er seinen Maschinen-Arm steuerte und an die Kehle des Jungen legte.

Der Oberste drückte so lange zu, bis der Soldat aufhörte zu zappeln.

Dann ließ er die Kehle des Jungen los und fuhr seinen Arm zurück in den Schatten.

Ein weiterer Körper, der zu Boden fiel.

Ein weiterer Soldat, der versagt hatte.

Der Oberste konnte es nicht mehr ertragen.

Er brauchte jemanden, auf den er sich verlassen konnte.

Und er hatte da schon jemanden in Aussicht...

Kapitel 9

Schweigend stand ich in der Tür zu ihrem Zimmer.

Sie hatte sich in die Decke gekuschelt, als müsste sie sich vor irgendetwas oder irgendjemandem verstecken. Obwohl ich genau wusste, dass meine Vermutungen wohl nicht stimmen würden, weil dieses Mädchen viel zu stur war, um ihre Schwäche zuzugeben, fand ich es beruhigend auch sie verletzlich zu sehen.

Es gewährte mir einen Einblick in ihr tatsächliches Selbst.

Die Narben an Gesicht und Armen wurden dann nämlich unwichtig.

Auch ihre verbissene Miene.

Alles wurde dann einfach unwichtig. Weil man – oder besser gesagt ich – erkannte, dass auch sie nur ein Mädchen war. Zwar konnte ich ihr Alter nicht genau bestimmen, musste ich aber schätzen, würde ich sagen, sei wäre nicht älter als siebzehn. Aber wahrscheinlich wusste Sky das selbst nicht einmal so genau. Bei ihr hatte die Regierung gute Arbeit geleistet, das musste man zugeben. Sie hatte an jedes Wort der Obersten geglaubt. Sie hatte mit Freude getötet und mit noch größerer Gott gespielt. Sam hatte nur Glück gehabt, dass er ihr entkommen war. Sie hätte ihn nicht laufen lassen müssen. Dennoch hätte ich es mir nie verziehen, wäre er meinetwegen ums Leben gekommen. Ich hätte besser auf ihn aufpassen müssen.

Noch einmal betrachtete ich schweigend das schlafende Mädchen im Zimmer meiner Schwester. Es war ungewohnt, statt der kurzen schwarzen Haare nun lange blonde über die Brüstung des Betts wallen zu sehen. Auch erschien es mir seltsam, einen so zierlichen Körper, der sich schützend in die Decke einhüllte, zu betrachten. Meine Schwester war das genaue Gegenteil von dem Mädchen in ihrem Bett gewesen. Und dennoch raubte mir jeder Gedanke an die Soldatin den Atem.

Es war ein komplett neues Gefühl, das ich verspürte, wenn ich in den Raum blickte. Gestern Mittag noch schweiften meine Augen traurig von einem Punkt zum anderen; heute aber kam es mir vor, als würde dem trostlosen Gebilde vor mir neues Leben eingehaucht worden sein.

Bevor ich mir weiter über unwichtige Dinge Gedanken machen konnte, wandte ich mich von Sky ab, trat aus dem Türspalt heraus und schloss die Soldatin wieder von den anderen ab.

Zwar sperrte ich sie in diesem Zimmer nicht ein, so hoffte ich aber doch, sie

würde schlau genug sein, so lange in diesem Zimmer zu warten, bis Luc sie zum Unterricht holte.

Anders als die meisten meiner Widerstandsgruppe hatte Luc sich gestern nämlich bereit erklärt, mir dabei zu helfen, Sky über die richtige Welt aufzuklären. Sie musste verstehen, was warum und wie abgelaufen oder geschehen war, um zu erkennen, dass eine Revolution die einzige Möglichkeit des Friedens war.

Zwar klang meine Erklärung in meinen eigenen Augen selbst manchmal etwas schräg, so ergab sie trotzdem Sinn. Zu lange schon ließ sich die Gesellschaft von der neuen Regierung unterdrücken. Lügen wurden Kindern in den Kopf gepflanzt. Lügen über Reine und Unreine. Lügen über Gut und Schlecht. Lügen über Mutter Natur und die Katastrophen. Lügen über Männer und Frauen. Lügen über Familien und Freunde. Lügen über die Vergangenheit – und wahrscheinlich sogar über die Zukunft.

Nichts von dem, was sie glaubte, dass in ihrem Land geschah, geschah wirklich.

Sky verschloss die Augen vor den Tatsachen.

Sie dachte nicht nach. Sie dachte nicht mit. Sie stellte nichts in Frage.

Sie funktionierte bloß wie jeder Mensch in einem Staat mit einem Fundament aus Lügen reagieren würde. Sie vergaß wer sie war und befolgte Befehle.

Dabei merkte sie nicht einmal, dass all die Gräueltaten dieser Welt vor ihren Augen geschahen.

Sie hatte nicht einmal zugeben wollen, dass Soldaten aus Spaß töteten, obwohl es vor ihren Augen geschehen war.

Zu lange hatte sie an das falsche Recht und Unrecht geglaubt.

Es würde wohl lange dauern, bis sie verstand, was hier wirklich passierte.

Zu blöd nur, dass wir – vor allem ich – nicht ewig Zeit hatten.

Schweigend setzte ich meinen Weg in ein anderes Zimmer des alten Lagerhauses fort.

Unser Unterschlupf war groß, doch der Platz reichte kaum für uns alle aus. Die Kranken schienen immer mehr von unseren Kämpfern mit ihren Viren zu infizieren und die Kinder fanden kaum noch Platz zu spielen. Mit anderen Worten hätte man wohl sagen können, wir lebten wie Ameisen in einem Bau, der niemals genug Platz für uns alle bieten könnte und früher oder später zusammenbricht.

Genau deshalb war es umso wichtiger Sky voll und ganz vom Widerstand zu überzeugen.

Sie musste sich ihm hingeben.

Es ging nicht anders.

Ich wollte meinen Freunden gestern eigentlich sagen, dass wir keine Chance mehr hatten; dass es für uns keinen Weg gab, die Regierung zu stürzen; dass wir besser aufgeben und auswandern sollten.

Doch dann war mein kleiner Bruder von seinem Ausflug zurückgekehrt. Und hatte mir von einer Soldatin erzählt, die die Regeln bricht.

Auch wenn die anderen es nicht wussten – oder nicht glauben wollten –, Sky war letzte Hoffnung auf eine neue und bessere Zukunft. Mir selbst war natürlich auch klar, dass wir nicht sofort all unsere Ziele erreichen könnten, doch ich hoffte, dass Sky für uns so weit ging, ihre eigenen Leute anzulügen und vor allem aber anzugreifen, um uns einen Weg ins Innere des Regierungsgebäudes zu verschaffen.

Mittlerweile musste wohl schon aufgefallen sein, dass Sky verschwunden war, da es bereits Mittag war und sie sich noch immer nicht zum Dienst gemeldet hatte. Doch ich hoffte, dass man die ID-Nummer ihrer Zugangskarte noch nicht unbrauchbar gemacht hatte. Denn mit diesem Stück Plastik konnte sich die Soldatin im ganzen Regierungsgebäude frei bewegen. Auch wenn sie das selbst nicht einmal wusste.

Als Sam uns nämlich von Sky erzählt hatte, hatte Luc natürlich sofort begonnen irgendwelche Tasten auf seinem Computer zu drücken, um schließlich mehr über die Soldatin zu erfahren. Zu unserem Glück hatte die Regierung über jeden Bürger elektronische Akten anlegen lassen, die im Laufwerk zu finden waren. Und weil Luc der wohl beste Hacker im ganzen Land zu sein schien, konnte er innerhalb kürzester Zeit so vieles über Sky aufzählen, dass ich mir sicher war, er würde uns einen Roman schreiben – was er zum Glück natürlich nicht tat.

Als ich endlich im Sammelraum angekommen war, konnte ich schon Dees stechende Blicke auf mir spüren.

Sie war nicht nur die Schwester von Archer, sondern auch die beste Freundin meiner Schwester gewesen und konnte es absolut gar nicht leiden, wenn ich Neuankömmlinge in unser Lager ließ.

Als sie gestern aus der Bar hinter dem Vorhang gestürmt war, hatte sie wohl etwas übertrieben, aber irgendwie konnte ich ihre Sorge auch nachvollziehen.

Früher war die Schwarzhaarige nämlich genau so gewesen wie ich. Sie war unüberschaubare Risiken eingegangen, für die sie letztlich die Konsequenzen tragen musste.

Das Anführerteam des Widerstands bestand vor gar nicht allzu langer Zeit aus Archer, Dee, meiner Schwester, Luc und mir. Unsere erste Aufgabe war es gewesen, so viele Anhänger wie möglich zu finden. Und dies hatte auch gut funktioniert. Innerhalb kürzester Zeit hatten wir eine gewaltige Rotte um uns herum versammelt, die uns dabei helfen sollte, die Regierung zu stürzen.

Damit dies funktionierte, war aber noch etwas anderes nötig. Wir brauchten Informanten. Wir brauchten Spione. Wir brauchten Soldaten. Wir brauchten hohe Rangmitglieder der Regierung. Kurz und knapp: wir brachten Leute innerhalb der Mauer. Personen, die uns mit Informationen ausstatteten und uns über Neuerungen informierten.

Es war damals Dees Aufgabe gewesen, diese „Reinen“ zu finden – heute ist es meine.

Als sie eines Abends also wie immer in unser Lager kam, hatte sie sich einen Jungen in meinem Alter über die Schultern geworden. Er war Soldat und schien extrem verwundet zu sein. Dee hatte Mitleid mit ihm gehabt und ihn in unser Versteck getragen, wo meine Schwester begann, ihn zu versorgen. Lilley war Ärztin gewesen. Sie hatte geholfen, wo sie konnte, wem sie konnte, wie sie konnte. Sobald jemand krank oder verletzt war, zählte für sie nicht mehr, wer es war oder woher dieser jemand kam, sondern bloß noch, wie sie ihm helfen konnte. Meine Schwester hatte immer alles gegeben. In diesem Fall war alles leider zu viel.

Nachdem Lilley den Soldaten verarztet hatte, hatten wir ihn in ihr Zimmer gehoben. Sie hatte darauf bestanden. Ein anderer Raum wäre aber ohnehin nicht mehr frei gewesen. Die ganze Zeit während der schier endlos andauernden Ohnmacht, in die der Soldat während der Behandlung gefallen war, saß meine Schwester neben seinem Bett, wechselte den Verband, versuchte sein Fieber zu senken. Sie tat alles, um ihn zu retten.

So oft ich konnte, stand ich in ihrem Türrahmen und beobachtete die beiden. Ich hatte ein Auge auf Lilley. Zwar waren wir beide Zwillinge, so

stand doch in den Dokumenten, dass sie zwei Minuten jünger war. Meine Mutter hatte damals nämlich auf die Unterschrift der Hebamme, die eine Freundin meiner Mutter gewesen war, sowie die genaue Zeit der Geburt bestanden. Auf Papier hatte man beides notiert und später hatten Lilley und ich es gefunden. Irgendwo zwischen all dem Krempel des Lagerhauses, das wir herzurichten versuchten.

Das Lagerhaus hatte nämlich nicht immer so ausgesehen, wie es heute war. Zwar blieb die Farbe der Wände und die Grundstruktur gleich, der Rest wurde aber abgeändert. Das Haus hatte in früheren Zeiten den Großeltern meiner Mutter gehört. Und sie hatte immer darauf bestanden, dass wir dorthin gebracht werden würden, sollte sie jemals von uns gehen.

Man war ihrem Wunsch gefolgt.

Jedenfalls stand ich damals, so oft es ging, im Türrahmen des Zimmers meiner Schwester, die den verwundeten Soldaten pflegte. Er hatte blaue Augen, war durchtrainiert, kam wohl von der Unterschicht und sein Gesicht wurde von blonden Haaren geziert. Alles Aspekte, die ihn harmlos erscheinen ließen – vor allem wenn er sich im Bett aufgrund seines hohen Fiebers zu Tode schwitze. Deshalb hatte ich dann auch getan, was meiner Schwester das Leben kostete.

Ich verließ sie.

Ich ging eines Tages einfach weg.

Ich hatte einige wichtige Dinge zu erledigen und daher beschlossen, dass von dem kranken Soldaten keine Gefahr ausging, weshalb ich ihr Zimmer verließ.

Einen ganzen Tag hatte ich nicht nach ihr gesehen.

Doch als ich wieder in das Zimmer kam, kniete der Soldat mit einem Messer in der Hand über meiner Schwester und stach auf sie ein. Er stach. Und stach. Und stach. Er hörte einfach nicht auf. Nicht einmal, als er erkennen konnte, dass ihre Augen jegliches Leben in sich verloren hatten. Sie starrten nur noch gerade aus. An die Decke in diesem Fall.

Und dann ging der Soldat auf mich los.

Ich war zu perplex, um zu realisieren, was gerade passierte, weshalb ich froh war, als Archer ihn von hinten mit einem Gewehr erschoss.

Tagelang schien ich nicht mehr klar denken zu können.

Doch es ging nicht nur mir so.

Auch Dee war hin und weg.

Was aber noch viel schlimmer war, war die Tatsache, dass sie sich die Schuld an dem Tod meiner Schwester gab, obwohl ich nicht gut genug aufgepasst hatte.

Es wäre meine Aufgabe gewesen.

Nicht ihre.

Dees Räuspern riss mich aus meinen Gedanken und im nächsten Moment fand ich mich in der Gegenwart wieder.

„Wir haben einiges zu besprechen, Prome.“, kam die Schwarzhaarige gleich zur Sache. Sie fackelte nie lange herum, wenn es etwas gab, dass sie störte. Das mochte ich so sehr an Archers Schwester. Bei ihr war man sich sicher, dass man ihre Meinung ohne betteln erfahren würde.

„Wo willst du anfangen?“, erwiderte ich ganz ruhig. Es half mir nichts, jetzt aggressiv zu antworten, nur weil auch ihre Frage einen leicht unruhigen und vorwurfsvollen Ton in sich hatte.

„Am liebsten würde ich wissen, wieso eine Soldatin im Bett deiner Schwester liegt.“

Von Anfang an war mir klar gewesen, dass dies wohl das größte Problem sein würde. Dee konnte nicht damit leben, dass jemand anderer meine Schwester ersetzte. Obwohl natürlich nie jemand Lilly ersetzen könnte.

„Sky brauchte einen Platz zum Schlafen.“, konterte ich immer noch gelassen. In Momenten wie diesen, wo ich am liebsten vor Zorn in die Luft springen würde, half es mir am besten von hundert bis null zu zählen. Das beruhigte mich.

Während Dee also scharf die Luft einzog, zählte ich innerlich einfach vor mich hin.

Es war wichtiger denn je, dass wir alle ein gutes Team waren.

Bald würde unser Plan die Regierung zu stürzen nämlich aufgehen; das ging aber natürlich nur, wenn wir uns alle vertrugen. Wir mussten eine Einheit sein. Wir mussten Denken wie der andere. Ich würde sogar so weit gehen, zu sagen, wir mussten der andere sein.

Das war unsere einzige Chance alle Ideen perfekt in die Tat umzusetzen.

„Sie liegt alos einfach zum Schlafen im Bett von Lilley.“, fing Dee ganz ruhig an – ihre Stimme hatte sogar etwas so ruhiges inne, dass ich mir Sorgen machte, sie würde wegen zu niedrigem Blutdruckes in Ohnmacht fallen,

„Darf ich dich daran erinnern, was das letzte Mal geschehen ist, als jemand einfach so einen Platz zum Schlafen brachte?!“

Dass sie am Ende ihrer Aussage schrie, beruhigte mich.
Hätte sie es nicht getan, hätte ich mir Sorgen gemacht.
Anders als Luc und ich waren Dee und Archer nämlich sehr temperamentvoll.
Regten sie sich einmal auf, waren sie wohl nicht mehr zu stoppen.
Da die Eltern der beiden damals aus Italien eingereist waren, führte ihr zügelloses Temperament auf die Wurzeln der Ahnen zurück.
„Sie ist nicht wie er.“, versuchte ich die Schwarzhaarige zu überzeugen, was natürlich nichts brachte.
Stattdessen sprang sie auf und warf den Stuhl hinter sich, auf dem sie gerade noch gesessen war, einfach um. Man konnte den Zorn in ihren Augen Funken sprühen sehen. Und würden Blicke töten können, dann wäre ich wohl auf der Stelle am Boden gelandet. In genau diesen Momenten konnte man nämlich den Hass in ihren Augen sehen.
Es war nicht speziell der Hass auf mich, der sich seinen Weg an die Oberfläche bohrte. Es war der Hass gegen die Regierung, ihre eigenen Fehler und die Tatsache, dass sie nichts ausrichten konnte.
Zumindest im Moment noch nicht.
Es war auch der Hass auf Sky.
Nicht, weil sie eine Soldatin war.
Nicht, weil sie Menschen getötet hatte.
Nicht, weil sie in Lilleys Zimmer schlief.
Dee hasste Sky einfach nur dafür, dass die Soldatin nie erfahren hatte, was es heißt, nicht akzeptiert zu werden. In ihren Augen hatte Sky ein einfaches Leben gehabt. Niemand hatte sie jemals ausgegrenzt, herumgeschubst oder gefoltert. Dee hingegen musste all das miterleben. Deshalb hasste sie die Soldatin noch mehr. Zudem sah sie Lilleys Mörder bedeutend ähnlich.
„Bitte setz dich wieder. Lass uns in Ruhe über alles reden. Wir finden bestimmt eine Lösung, die für alle in Ordnung ist.“, versuchte ich erneut, meine Freundin zu beruhigen. Leider vergebens.
„Es gibt keine Lösung, solange eine Mörderin im Bett deiner Schwester schläft.“, schrie mich Dee erneut an, bevor sie aus dem Raum stürmte.
Es war nun das zweite Mal innerhalb kürzester Zeit, dass sie uns alle einfach so stehen ließ.
Das konnte also nichts gutes bedeuten. Zudem würde es mich viel Arbeit kosten, sie davon zu überzeugen, dass Sky uns helfen wollte...

Kapitel 10

Zwei Wochen war es nun her, seit Sky bei uns war.

Mittlerweile verstand sie sich besser mit den anderen Anhängern meiner Bewegung. Und die anderen verstanden sich besser mit ihr. Sie vertrauten ihr. Ganz langsam und kaum merklich schlich sie sich den Verstand der Kämpfer, machte ihnen mit ihrer lieblichen Art, die sie mit der Zeit entwickelt hatte, schöne Augen und forderte sie unbewusst dazu auf, ihr nicht mehr widerstehen zu können.

Ihre Haare hatte sie sich kurz geschnitten.

Hauptsächlich hatte sie es wegen Dee, die ihr noch immer misstraute, getan. Denn Archers Schwester war wohl die einzige Person, die Sky immer noch behandelte, als hätte sie die Pest. Aus irgendeinem Grund fiel es ihr schwer, dem alten Muster zu entkommen.

Dem Muster, das besagte, alle Eindringlinge bis aufs Blut zu hassen.

Denn genau das tat sie.

Sie verabscheute Sky.

Dabei hatte jene wirklich alles Mögliche getan, um es Dee recht zu machen.

Es waren nicht nur die Unmengen an Haare, die Sky abgelegt hatte.

Sie hatte uns die Regierungsgebäude erklärt und Pläne gezeichnet. Sie hatte mit unseren Kindern gespielt und versucht, den Zuspruch jedes anderen für sich zu gewinnen. Und doch vertraute Dee ihr nicht. Aber wenn es nur das Vertrauen gewesen wäre, an dem es mangelte...

Es fehlte Archers Schwester auch an Selbstbeherrschung.

Vor einer Woche hatte Sky einen von Lucs Kursen besucht, in denen er den Kindern, von welchen die Eltern im Krieg gegen die Regierung gestorben waren, die historische Vergangenheit der Länder näherbrachte. Er zeigte ihnen alte Überbleibsel aus längst vergangenen Zeiten, spielte

Videokassetten ab und bastelte mit ihnen einen Globus der früheren Kontinente. Wahrscheinlich war die Aufteilung der Erde heute noch die gleiche, aber so genau sagen konnte das niemand. Seit dem letzten wirklichen Krieg, der vor rund einhundertachtzig Jahren seinen tragischen Lauf genommen hat, war der Flugverkehr eingestellt worden. Dem Klimakrieg – wie sie ihn nannten – konnte nur ein Ende gesetzt werden, in dem jeder für sich kämpfte.

Erst wollte ich selbst nicht glauben, was über den Klimakrieg erzählt wurde.

Doch aufgrund diverser Schriftstücke, die man gefunden hatte, musste ich mich der grausamen Vorstellung hingeben, dass es solch einen Krieg tatsächlich gegeben hat.

Alles hatte schon seit längerer Zeit begonnen.

Früher gab es an allen Ecken grüne Wiesen und wunderschöne Wälder in saftigem Tannengrün.

Doch es waren die Menschen gewesen, die sich entschieden hatten, der Idylle der Natur ein Ende zu setzen. So begannen sie ihren eigenen Planeten auszubeuten. Überall, wo es eben ging, bauten sie Häuser, Schulen, Firmen, Kraftwerke; all das verunreinigte die Natur. In Österreich – so hieß unser Staat früher – konnte man das Wasser noch trinken, wohingegen vor allem die am Meer gelegenen Staaten keine Chance hatten – in der Türkei und in Griechenland war es zu dieser Zeit den Europäern nicht einmal möglich gewesen, das Wasser zu trinken, ohne krank zu werden. Natürlich wusste ich weder wo Griechenland noch wo die Türkei lag. Aber das spielte keine allzu große Rolle. Aufgrund des alten Globus‘ den meine Mutter für uns im Lagerhaus hinterlassen hatte, war es mir möglich, mir eine ungefähre Vorstellung von der Welt und ihren Kontinenten zu machen. Jedenfalls waren auch Länder wie die Vereinigten Staaten oder Belgien vom schlechten Wasser betroffen. Zwar konnte man jenes dort noch trinken, doch es schmeckte chlorig. Und man konnte Magenunstimmgkeiten bekommen. All dies nahm wegen der Verschmutzung der Meere seinen Lauf. Denn die Menschen achteten nicht mehr darauf, was mit ihrem selbst produziertem Müll geschah. Sie warfen alles einfach weg und realisierten gar nicht, das es in den Ozeanen, die damals noch 97,4% des Planeten einnahmen, ganze Müllinseln gab, die mit deren Schmutz zu kämpfen hatten.

Zudem gab es immer wieder Ölinseln, die in die Luft gingen und deren Rohstoffe das Meer nach und nach besiedelten.

Aber es ging damals nicht nur um den Schaden des Wassers, sondern auch um die Tiere, die darin lebten. Fische starben aus; Wale wurden ausgetrocknet, aufgrund von Vergiftungen an den Strand gespült, gefunden; Delfine verloren ihre Orientierung; Schärme – so nannte man mehrere Fische an einem Fleck – lösten sich auf und jeder kämpfte für sich. Manche der Tiere versuchten sich noch in die Tiefen des Ozeans, die von uns Menschen damals unerforscht geblieben sind, zurückzuziehen, doch es half nichts. Denn dort unten lauerten die nächsten Gefahren; ausgehungerte Haie,

aggressive Kraken, Vulkane, die am Grund brodelten.

Eine Gefahr jagte die nächste.

Doch auch am Land schien es nicht besser zu werden.

So versuchten die meisten Menschen zwar, irgendetwas für die Umwelt zu tun, so tat aber doch niemand den ersten großen Schritt. Mehr und mehr

Naturkatastrophen suchten die Erde heim; Orkane, Hurricanes,

Überflutungen, Erdbeben, Tsunamis, Vulkanausbrüche und vieles mehr.

Und all diese Katastrophen führten bloß zu einer weiteren verheerenderen.

Menschen mussten wieder irgendwo untergebracht werden, nachdem ihre Häuser – vielleicht sogar ihr Land – zerstört worden waren. Und für die neuen Unterkünfte brauchte man unbebaute Wiesen, Wälder, die man ausrodern konnte, oder Berge, die man bebauen durfte.

Die Welt veränderte sich immer und immer mehr zum Negativen.

Die Menschen selbst schienen das aber gar nicht zu merken. Denn sie machten weiter wie zuvor. Sie änderten weder ihre Einstellung zum Leben noch ihre Ansichten zum Klimawandel.

Denn der Klimawandel war damals ein großes Thema gewesen.

Heute wurden des Öfteren alte Zeitungen oder Zeitschriften gefunden und auf fast jedem Papier oder in jeder zusammen Papierkonstellation konnte man mindestens einen Artikel zum Klimawandel lesen.

Und natürlich auch, was die Menschen davon hielten.

Aber anstatt sich die Augen öffnen zu lassen, verachteten sie jene, die für die Natur kämpften.

Sie leugneten den Klimawandel.

Sie versuchten teilweise Gott als Ausrede zu verwenden.

Eines unserer Papierstücke zeigte nämlich die Aufzeichnung eines Religionsunterrichts.

Der Name der Person, die sich die Notizen gemacht hatte, war nicht zu erkennen. Nicht einmal der ganze Text war vorhanden.

Doch es war genug da, um lesen zu können, was der Professor dieses Schülers dachte. Die Handschrift musste wohl einem Jungen gehören, denn wirklich schön war sie nicht. Auch wirkte sie eher schnell hingekritzelt und nicht wirklich durchdacht.

Aber das spielte auch keine Rolle.

Es zählte nur, was darauf stand:

Wieder Religionsunterricht. Wieder nicht spannend.
Thema heute: Klimawandel
Fakt: Gottes neue Strafen
Mittlerweile besprechen wir rund das zwanzigste Mal, warum Gott uns Menschen Plagen
schickt.

Wir müssen beginnen, wieder an ihn zu glauben,
dann wird auch das Klima uns den Atem nicht rauben.
Zulange haben wir vergessen, dass wir Menschen nicht die mächtigsten sind,
denn wir sind immer noch Gottes Kind.
Gerne würde ich meine Augen schließen,
doch die Welt würde mich mit ihren Plagen Gottes erschießen.
Zu lange haben wir nun schon gewartet;
war doch klar, dass Gott mit seiner Drohung irgendwann startet.
Die Tiere, sie sterben, wir Menschen, wir nicht;
gerne würde ich sagen, das sei das Ende vom Gedicht.
Doch der Unterricht dauert noch rund vierzig Minuten;
innerlich höre ich meine Gedanken schon bluten.
Es quält mich, es schmerzt mich, es bricht mir das Bein;
wie kann eine Stunde nur so grausam sein.
Das Klima, das Klima hin oder her,
es zu retten... Das ist ohnehin zu schwer.
Ich sollte stoppen mich immerzu zu sorgen,
so lange die Sonne scheint, gibt es wohl ein Morgen.
Gott wird sich schon beruhigen, er ist nur grad sauer;
und meine Gedanken laufen grad irgendwie gegen eine Mauer.
Ich will nicht mehr, ich kann nicht mehr, warum bin ich hier?!
Warum haben wir immer noch Unterricht um halb vier?
Ich sollte aufhören mir Gedanken um alle Probleme dieser Welt zu machen;
es gibt ohnehin immer Menschen, die irgendwann was Großes schaffen.
Wahrscheinlich hören Gottes Plagen dann wieder auf,
und dann kommt für jedes Baby die Tauf'.
Bestimmt sind die Probleme der Welt bloß wieder zu übertrieben,
langsam, aber sicher wird das Wasser sowieso versiegen.
Zu oft schon haben wir in Religion über so etwas wie Klima gesprochen;
wenn ich daran denke, spüre ich meinen Kopf schon pochen.
Es tut einfach weh, zu wissen, dass wir an Mythen glauben,
da könnte ich wirklich wie ein wilder Stier schnauben.
Aber was soll's, die Menschen müssen sich auf irgendwas verlassen,
sie dürfen ja den Anhang zum Wahnsinn nicht verpassen.
Weder Gott noch Klima sind hier das Problem,
vielmehr ist es unser Schicksal, das wir nicht sehen.
Ich tippe auf eine Krankheit, wie die Pest, die uns holt;

dann ist nicht mehr Gott, der uns den Hintern versohlt.
Ich schweife irgendwie vom Thema ab, doch eigentlich egal;
meine Gedanken sind ohnehin aus Stahl.
Ich will endlich raus aus dem Gebäude, ich will raus;
versteh denn niemand: Ich will einfach nach Haus!
Die Schule ist sinnlos, ich bräuchte sie nicht mehr;
doch würde ich aufhören, wär das Herz meiner Eltern schwer.
Es täte mir zu leid für sie, weil sie sich doch so bemühen,
sie wollen mein Erwachsenwerden nicht verfrühen.
Doch die Zeit hier, sie quält mich den ganzen Tag,
am liebsten läge ich schon in meinem eigenen Sarg.

Nach dem letzten Satz brach das Gedicht leider ab.

Man konnte nur noch einen abgerissenen Zettel erkennen. Doch das spielte auch nicht wirklich eine Rolle. Man konnte schon an den Worten des Jungen erkennen, dass für ihn weder Klima noch Bildung zählten. Er wäre genau einer dieser Menschen gewesen, die den Obersten in die neue Welt gefolgt wären.

Doch es gab auch genügend andere Menschen, die für das Recht ihrer freien Meinung kämpften. Es gab noch mehrere Briefe, die sich bei uns in einem Raum stapelten; noch genügend Artikel, die die Klimaaktivisten zeigten. Oder besser gesagt, eine Klimaaktivistin.

Eine, die in fast allen Zeitungsartikeln und Briefen vorkam.

Es war mir zwar nicht möglich, mir ein genaues Bild von ihr zu machen, doch ich dürfte wohl ungefähr wissen, was ihre „Mission“ war. Jeden Freitag hatte jene Aktivistin Streiks auf der ganzen Welt angezettelt. Sie war eine große Rednerin gewesen. Sie hatte für das Klima und gegen den Wandel gekämpft.

Doch leider wurde sie von den meisten nicht geschätzt.

Ihr Name war Greta Thunberg.

Sie hatte in der Welt großes bewirkt. Schon im Jahr 2017 fing sie mit ihren Schülerstreiks an und trotz einer Krankheit, die es ihr nicht ermöglichte, Gefühle richtig auszudrücken und wahrzunehmen, entwickelte sie eine Obsession für die Natur.

Ihre wohl bekannteste Rede hatten wir mittlerweile in einem goldenen Rahmen eingerahmt und im Sammelzimmer aufgehängt.

Es war jene Rede, die zwanzig Jahre später einen Krieg auslöste. Meiner Meinung nach suchten die Menschen damals einfach eine Möglichkeit wieder Krieg führen zu können, weil sie schon zu lange im Frieden lebten und nicht mehr damit leben konnten, einander zu mögen.

Doch der damalige Präsident der USA rief vor circa hundertachtzig Jahren einen Krieg aus und appellierte darauf, dass die Schuld bei der Klimaaktivistin Greta Thunberg läge. Sie hätte nicht nur die Regierung, sondern auch ihn persönlich beleidigt und das würde er sich nicht gefallen lassen.

Die Menschen damals waren also nicht besser als wir heute.

Sie hatten mit den gleichen Problemen zu kämpfen. Mit der Zuneigung zur Lüge.

Aber es lag nicht an mir zu beurteilen, warum ein Krieg ausgebrochen war. Für uns war nur bedeutend, dass er ausgebrochen war. Denn er war der Grund gewesen, warum die Obersten hatten aufsteigen können.

Immer noch in Gedanken versunken saß ich auf meinem Bett.

Ich dachte über all das nach, was damals geschehen war.

Und die Parallelen waren kaum zu übersehen.

Es war vorhersehbar gewesen, dass irgendwann ein Krieg ausbrechen würde.

Es stand den Menschen ins Gesicht geschrieben, dass sie es liebten, sich selbst zu belügen.

Die die meisten von ihnen schienen nicht anders zu sein, als die Bürger innerhalb der Mauern heute.

Denn auch sie verschlossen die Augen vor dem Offensichtlichen. Während heute die Gräueltaten der Regierung ignoriert werden, hat man früher das Klima nicht beachtet. Es gibt wenige Unterschiede zwischen den Menschen der Geschichte und den „Reinen“, wie sie sich nennen, heute.

Auf den ersten Blick mochte es zwar nicht so aussehen, als würde eine Stadt mit einem Fundament aus Lügen einer Welt voll Frieden gleichen, doch wenn man uns Menschen genauer betrachtete, erkannte man keinen Unterschied. Wir hatten uns – anders als die meisten Tiere – nicht weiterentwickelt. Wir waren stehen geblieben. Immer auf gleicher Linie. Immer dieselben Verhaltensmuster. Schockierend eigentlich, wenn man bedachte, dass wir noch lebten. Die Dinosaurier – Giganten und Monster, die, vor der Zeit der Spezies Mensch, den Planeten regierten – waren deshalb ausgestorben. Weil sie

nicht sich nicht anpassen konnten. An die Bedingungen der Erde.

Wir hingegen hatten die Bedingungen zu unseren gemacht.

Immer und immer wieder stellte ich mir vor, wie es wäre, wenn wir das nicht getan hätten.

Die Erde, die Umwelt, die Meere, den Verstand der anderen in unsere Gewalt zu reißen, meinte ich. Was wäre dann aus uns geworden.

Um mich auf andere Gedanken zu bringen, machte ich mich auf den Weg zum Sammelraum, wo die Leitenden meiner Widerstandsgruppe sich heute mit Sky treffen würden. Es war so weit. Ich spürte es. Sie war so weit. Ich wollte nicht sagen, dass sie für uns töten würde, weil ich mir dem nicht sicher war; doch ich wusste, dass sie in der Lage war, die Mauer und ihre alte Regierung endlich für uns hinter uns zu lassen. Ich spürte es praktisch. Sie war so weit.

Da ich rund fünfzehn Minuten zu früh den Sammelraum betrat, war ich der Erste.

Ich setzte mich auf meinen Stuhl und sah mich im Zimmer um.

Nicht, dass ich den Raum nicht schon hunderte Male gemustert hatte, denn das hatte ich. Definitiv!

Ich hielt stattdessen nach etwas bestimmten Ausschau. Ich sah mich nach der Rede im goldenen Rahmen um. Denn ich wollte sie mir noch einmal durchlesen. Aus irgendeinem Grund berührte sie mich und gab mir zugleich Hoffnung. Ich wusste, der Widerstand könnte etwas Großes bewirken. Nicht, weil die Aktivisten Greta Thunberg dies geschafft hatte – im Gegenteil, niemand hatte sie wirklich ernst genommen –, sondern weil ich wusste, dass sie unser Fundament bildete. Damals hatten die Menschen sie noch nicht verstanden, doch wenn sie heute endlich einmal die Wahrheit erfuhren, dann würde Greta Thunbergs Rede geschätzt werden. Da war ich mir sicher. Als ich den goldenen Rahmen endlich entdeckt hatte, begann ich stumm zu lesen.

Zu oft hatte ich mir die Worte schon angeeignet, doch zu selten hatte ich sie wirklich in mich aufgenommen. Jetzt verstand ich, dass sie mein Anker waren. Sie waren das einzig Gute, das einzig wirklich Bedeutende, das von der Welt von vor zweihundert Jahren noch übrig war.

All das ist falsch. Ich sollte nicht hier oben sitzen. Ich sollte wieder in der Schule auf der anderen Seite des Ozeans sein. Doch Sie alle setzen eure Hoffnung auf uns jungen Menschen. Wie könnt ihr es wagen!

Ihr habt meine Träume und meine Kindheit mit euren leeren Worten gestohlen. Und doch bin ich eine der Glücklichen. Menschen leiden. Menschen sterben. Ganze Ökosysteme kollabieren. Wir stehen am Anfang eines Massensterbens, und alles, worüber ihr reden könnt, sind Geld und Märchen über ewiges Wirtschaftswachstum. Wie könnt ihr es wagen!

Seit mehr als 30 Jahren ist die Wissenschaft sich einig. Wie könnt ihr es wagen, weiterhin wegzuschauen und hierher zu kommen und zu sagen, dass ihr genug tut, wenn die notwendige Politik und die notwendigen Lösungen noch nirgendwo in Sicht sind.

Ihr sagt, ihr hört uns und versteht die Dringlichkeit. Aber egal wie traurig und wütend ich bin, ich will das nicht glauben. Denn wenn ihr die Situation wirklich verstehen würdet und dennoch nicht handelt, dann wärt ihr böse. Und das weigere ich mich zu glauben.

Es ist ja nun populär, daran zu glauben, dass es ausreicht, den Ausstoß von Treibhausgasen innerhalb von zehn Jahren zu halbieren. Das aber bedeutet nur eine 50-prozentige Chance, die Erwärmung der Erde unter 1,5 Grad Celsius zu halten. Das wiederum birgt das Risiko, irreversible Kettenreaktionen auszulösen. Diese befinden sich außerhalb der menschlichen Kontrolle.

Fünfundzig Prozent mögen für euch akzeptabel sein. Aber diese Zahlen beinhalten nicht die Kippeffekte, die Rückkopplungen, die zusätzliche Erwärmung, die durch giftige Luftverschmutzung verborgen wird, oder die Aspekte der Gleichberechtigung und Klimagerechtigkeit.

Ihr verlassen euch darauf, dass meine Generation Hunderte von Milliarden Tonnen Ihres CO₂ aus der Luft saugt, mit Technologien, die es noch gar nicht gibt.

Ein 50-prozentiges Risiko ist für uns einfach nicht akzeptabel – Wir, die wir mit den Folgen leben müssen. Um eine 67-prozentige Chance zu haben, unter einem globalen Temperaturanstieg von 1,5 Grad zu bleiben – die besten Aussichten, die der Intergovernmental Panel on Climate Change gibt – hatte die Welt 2018 noch 420 Gigatonnen CO₂ übrig, die sie ausstoßen konnte. Heute sind es bereits weniger als 350 Gigatonnen.

Wie könnt ihr es wagen, so zu tun, als ob dies einfach mit ‚business as usual‘ und einigen technologischen Lösungen gelöst werden könnte? Mit den heutigen Emissionswerten wird das verbleibende CO₂-Budget in weniger als 8 1/2 Jahren vollständig aufgebraucht sein.

Es wird heute hier keine Lösungen oder Pläne geben, die mit diesen Zahlen übereinstimmen, weil diese Zahlen zu unbequem sind. Und ihr seid immer noch nicht reif genug, zu sagen, was Sache ist.

Ihr lasst uns im Stich. Aber die jungen Leute fangen an, euren Verrat zu verstehen. Die Augen aller zukünftigen Generationen sind auf euch gerichtet. Und wenn ihr euch entscheidet, uns zu im Stich zu lassen, sage ich:

*Wir werden euch das nie verzeihen. Wir werden nicht zulassen, dass ihr damit durchkommt.
Hier und jetzt ist der Punkt, an dem wir die Grenze ziehen. Die Welt wacht auf. Und die
Veränderung kommt, ob es euch nun gefällt oder nicht.*

Danke.

Kapitel 11

Ich betrat einen großen Raum mit einem Sesselkreis in der Mitte.

Niemand hatte mir gesagt, warum ich hier sein musste.

Doch am Vormittag hatte man mir die Nachricht zukommen lassen, ich solle später diesen Raum betreten und warten, bis auch die anderen eingetroffen waren. Sie wollten etwas mit mir besprechen.

Um nicht zu viel nachzudenken, ließ ich meinen Blick durch das Zimmer schweifen.

Der Raum war nicht prall gefüllt.

Im Gegenteil.

Er war beinahe leer.

Ich konnte außer den Sesseln nicht viel erkennen.

Doch was ich roch, reichte mir auch völlig aus.

Es stank hier drinnen. Es roch modrig und könnte es nach Schimmel riechen, so würde man in diesem Raum wohl umfallen, weil man von dem Gestank des Parasiten erschlagen werden würde.

Aber ich sollte nicht jammern.

Es stand mir nicht zu, mich zu beschweren.

Der Widerstand hatte mir eine völlig neue Welt offenbart, deshalb sollte ich dankbar sein, dass ich überhaupt hier war. Niemand von ihnen hätte mich aufnehmen müssen. Sie hätten mich foltern und töten können. Doch das hatten sie nicht getan.

Und dafür würde ich ewig in ihrer Schuld stehen.

Ich schloss die Augen und atmete tief durch.

Seit ich die Mauer verlassen hatte, schätzte ich jeden Atemzug.

Ich sog die Luft in mich auf. Ich ließ sie meine Lungen ausfüllen. Ich atmete so lange ein, bis es schon fast schmerzte. Aber genau darum ging es. Beim Atmen. Es ging um das Gefühl, wie viel etwas wert war.

Viel zu lange hatte ich die Augen vor der Wahrheit verschlossen und nun, wo ich endlich meine Lider geöffnet hatte, kostete ich jeden Moment, jede Handlung, jede Bewegung vollkommen und ganz aus. Ich dachte darüber nach, was ich tat.

Ich handelte nicht mehr nur, um zu handeln.

Ich bewegte mich nicht mehr nur, um Befehle zu befolgen.

Jeder Schritt, jedes Zwinkern, jedes Luftholen... Alles hatte in den letzten paar Tagen eine neue Bedeutung bekommen.

Eine andere Sichtweise erfüllte meine Gedanken.

Eine andere Denkweise half mir zu verstehen.
Eine andere Handlungsweise veränderte mich nun von oben bis unten.
Es war ein ganz anderes Gefühl, mit dem ich morgens aufstand und abends schlafen ging.
Ich nahm jede Reaktion in meiner Umgebung wahr. Und ich versuchte, zu verstehen, warum ich das früher nicht getan hatte.
Aber im Prinzip spielte es keine Rolle mehr.
Zwar konnte ich nicht genau sagen, wie viele Tage seit meiner Ankunft hier vergangen waren, doch wusste ich, dass sich für mich mehr geändert hatte als nur mein Wohnort.
Ich hatte so viel über die Welt und wie sie früher war, erfahren, dass mir jetzt noch der Kopf rauchte, wenn ich versuchte, alles in Worte zu fassen.
Ganz am Anfang, in den ersten zwei oder drei Tagen, hatte ich versucht, alle neuen Erkenntnisse niederzuschreiben. Doch vergebens. Es waren einfach zu viele Änderungen gewesen, die ich mir hätte merken müssen.
Auch jetzt ergab noch nicht alles einen Sinn.
Ich würde sogar sagen, ich hatte mir nicht einmal die Hälfte der ganzen erhaltenen Informationen merken können.
Doch mir war das Wesentliche bewusst.
Eigentlich war mir das Wichtigste schon von dem Moment, in dem ich außerhalb der Mauer atmen konnte, klar gewesen.
Es zählte nicht, warum ich belogen worden war.
Es spielte keine Rolle, warum wir Soldaten ausgenutzt worden waren.
Es machte keinen Unterschied, ob die Obersten damals ihre Idee einer neuen Stadt gut gemeint hatten. Das alles zählte einfach nicht.
Es gab im Augenblick für mich bloß richtig oder falsch.
Schwarz oder weiß.
Es gab für mich nichts dazwischen.
Es gab für mich keine Entschuldigung.
Es gab für mich kein Verstehen.
Es gab für mich nicht einmal eine Erklärung.
Zu lange hatten uns die Obersten belogen.
Und jetzt war es an der Zeit, sie zu stürzen.
Und ich hoffte, dass wir genau das heute besprechen würden.
Doch damit wollte ich mich jetzt nicht aufhalten.
Viel zu sehr war ich damit beschäftigt, mich auf den großen Raum vor mir zu konzentrieren.
Obwohl der Raum nicht gerade angenehm roch, und auch nicht viele Möbel beinhaltete, so wirkte er auf mich doch ein wenig heimelig. Vielleicht lag das aber auch an Prome, der den

größten Sessel des Sesselkreises für sich beanspruchte.

Die Art, wie er auf dem Sessel saß, konnte einem Angst machen.

Es waren nicht seine Blicke und auch nicht seine Narben im Gesicht, die einem einen Schauer über den Rücken jagten; es war seine Haltung. Wie er unglaublich stark und selbstsicher auf dem Stuhl saß, obwohl er wirkte, als hätte er tagelang gehungert. Und dem war bestimmt auch so.

Denn auch wenn Prome es nicht zugeben wollte, so merkte ich doch, dass er bei den gemeinsamen Essen immer am wenigsten an sich riss, damit auch jeder andere satt wurde. Es war mittags, wie vormittags, wie abends das gleiche. Immer und immer wieder gab er den Großteil seiner Portion den Schwächeren oder den Jüngeren. Und es schien ihn kaum zu kümmern, dass er sich dabei selbst aus den Augen verlor. Er achtete zu wenig auf seinen Körper.

Dies war eine weitere Lektion gewesen, die ich im Training erst hatte lernen müssen. Es zählte nicht, was andere von meiner Figur dachten, oder ob sie meine Frisur schön fanden. Es zählte nur, dass ich mich wohl und kräftig fühlte, während ich im gleichen Moment bereit war, für etwas besseres zu kämpfen und leicht wie eine Feder durch den Raum zu schweben. Als Soldatin mag ich einst eine der besten gewesen sein; als Widerstandskämpferin war ich es nicht.

Ein weiterer Grund, der mich zu Verwunderung zwang, wenn ich daran dachte, dass ich nun aus einem mir unerdenklichen Grund hier stand. In einem Raum mit einem Sesselkreis in der Mitte. In einem Raum in dem der Junge saß, dem ich meine Freiheit verdankte. In einem Raum, der modrig roch, aber heimelig wirkte.

Der Widerstand war voller Gegensätze aufgebaut.

Im einen Moment fürchtete man um sein Leben, während man im nächsten seinen Sieg feiern durfte.

Gerade noch hatte man um seine Freunde getrauert, schon war ein weiterer Anhänger der Untergrundorganisation beigetreten.

Erst fühlte man sich elende und schlecht, weil man die Schlacht verloren hatte, und letztlich gewann man den Krieg.

Es gab vieles, dass ich während der letzten beiden Wochen immer noch nicht erlernen konnte.

Und dazu zählte auch der Fakt, dass sich alles widersprach.

Innerhalb der Mauer hatte alles immer perfekt zusammengepasst.

Wir Menschen hatten uns gefügt wie Maschinen.

Die Häuser waren aneinander gereiht wie Legoklötze.

Die Straßen passten zusammen, als wären sie für einander gemacht.

Alles war für einander gemacht. Alles war perfekt gewesen. So unglaublich rein.
Und dennoch so unrealistisch.
Ich hatte in einer perfekten Welt gelebt, die aus nichts bestand außer aus Lügen.
Ich hatte versucht, nachzuvollziehen, warum man eine solche Stadt erbaut hatte.
Und irgendwie konnte ich es mittlerweile sogar verstehen.
Sie wollten die Menschen besser machen, als sie waren. Und das war ihr großer Fehler
gewesen. Denn wir Menschen waren nicht perfekt. Wie bestanden aus unseren Fehlern. Wir
lebten für unsere Missverständnisse. Wir trauerten wegen unseres Handelns. Wir waren,
was wir falsch machten. Wenn wir alle perfekt wären, würde eine Gesellschaft entstehen,
die zwar perfekt zueinander passte, wie ein Puzzle, doch auch jene, in der gleich war. In der
jeder seinen Platz in der Gesellschaft hatte. In der jeder ersetzbar war.
Die Obersten hatten eine Welt erschaffen, in der das Individuum nicht mehr zählte, weil sie
eine Welt gebraucht hatten, die perfekt war. Absolut perfekt. Und rein.
Und mittlerweile verstand ich auch, warum die Obersten sie die Unreinen nannten.
Weil sie sich dem Puzzle nicht fügen konnten.
Weil sie eigenständig denken und handeln wollten.
Weil sie sein wollten, wie sie eben sein wollten.
Die Menschen, die Gesellschaft, die Welt hatte verlernt eigenständig zu denken. Sie hatten
verlernt, sich für andere einzusetzen. Sie hatten verlernt, andere Leute zu mögen und zu
respektieren. Und das wollte der Widerstand zurückgewinnen. Im Laufe der Zeit hatten die
Menschen ihre Menschlichkeit verloren. Und nun musste eben jene wieder zurückgebracht
werden. Da die Regierung nichts unternahm, musste sich jemand anderer einsetzen. Diese
anderen waren der Widerstand. Auf den ersten Blick mochten sie unsauber, unpassend,
unrein wirken, doch wenn man genauer hinsah, erkannte man, was, aber vor allem wie, sie
wirklich waren.
Um mich wieder auf das Wesentliche zu konzentrieren, schob ich meine Gedanken beiseite.
Ich musste mich auf den Tag vorbereiten. Vor allem weil ich nicht wusste, was heute auf
mich zukommen würde. Das konnte man natürlich nie wissen. Aber früher hatte ich immer
einen Plan in meiner Jackentasche gehabt. Einen Plan, der jeden Tag bestimmte. Der jede
Minute meines Lebens eingeteilt hatte. Der jede Sekunde genauestens geregelt hatte. Denn
dies war die Welt gewesen, in der ich gelebt hatte. Die Welt, in der ich mich tatsächlich wohl
gefühlte hatte. Die Welt, in der alle gleich gewesen waren.
Wieder schob ich meine Gedanken beiseite.
Ich musste endlich einen klaren Kopf bekommen.
Es war in exakt diesem Moment meine Pflicht, mich auf das zu konzentrieren, was auf mich
zukam. Und das konnte einfach nichts gutes sein. Ich spürte praktisch, dass mich eine

negative Aura umgab.

Selbst der Blick von Prome, der auf mir ruhte, schien angespannt zu sein.

Ich fürchtete mich schon davor, seine stechenden Worte hören zu müssen, wenn er den Mund aufmachte. Wahrscheinlich würden sie mich jetzt, wo ich endlich alles von der realen Welt und ihrer Geschichte wusste, eliminieren. Oder zumindest würden sie mich rauswerfen. Bestimmt war es wegen Archers Schwester.

Denn sie war eine der wenigen hier, die mich nicht leiden konnten. Sie mochte mir überhaupt nichts. Ich hatte ihr absolut nichts getan und so oft hatte ich versucht, mich mit ihr gut zu verstehen, doch die Freundschaft zwischen uns fruchtete einfach nicht. Sie hasste mich. Wie die Pest – das dürfte neben diversen anderen Seuchen früher wohl eine tödliche Krankheit gewesen sein. Ich hatte ihr nichts getan, ich hatte sogar versucht zu verstehen, warum sie mich nicht mochte, doch es gab keinen Grund. Alle Hintergründe hatte ich erforscht, nächtelang war ich am Bett gesessen und hatte alle Aufzeichnungen des Widerstands durchgelesen. Wieder und wieder. Erneut und erneut. Ich hatte alles wichtige hervorgehoben, nur um es wieder durchzustreichen. Ich hatte mir Notizen gemacht, nur um sie wieder in den Papierkorb zu werfen. Aber keine Informationen waren zu mir durchgedrungen.

Es gab einfach keinen Grund.

Und doch hasste sie mich.

Am Anfang hatte es mich schwer getroffen, doch mittlerweile war es mir egal.

Und Archer und Luc mochten mich ja. Sie hatten mich respektiert. Wahrscheinlich mochten sie mich jetzt sogar schon. Die beiden waren auch nicht die einzigen, die Sympathie für mich empfanden. Viele der Kämpfer wollten im Training mit mir kämpfen – oder besser gesagt gegen mich. Sie konnten schließlich viel von mir lernen. Auch die Kinder mochten mich. Erst hatte ich immer Lucs Kurse besucht, in denen er den kleinen Jungs und Mädchen erklärte, wie die Welt früher war. Er war ein wirklich guter Lehrer. Einer, bei dem man im Unterricht Spaß hatte und bei dem man während seines Redens nicht einschlief.

Mühselig konzentrierte ich mich wieder auf das Wesentliche.

Ich setzte einen Schritt vor den anderen und bewegte mich immer näher Richtung Sesselkreis.

Richtung Sesselkreis und Richtung Prome.

Richtung Schicksal und Richtung Untergang.

Natürlich hatte ich Angst, was mich nun erwarten würde. Aber es musste früher oder später ein Gespräch über meine Zukunft begonnen werden. Eine Zukunft, die ungewiss war.

Ganz langsam und mit minimalen Vorwärtsbewegungen ging ich weiter.

Dass die Tür hinter mir aufgeschwungen war und auch Dee, Archer und Luc ihren Weg

hierher gefunden hatten, störte mich nicht. Und selbst als die drei schon im Sesselkreis saßen und ich noch immer weiter nach vorne ging, ließ ich mich nicht aus der Ruhe bringen. Ich atmete tief durch. Und dann setzte auch ich mich auf den letzten übrig gebliebenen Stuhl. Er fühlte sich weich unter mir an und am liebsten würde ich mich weiter und weiter in ihm vergraben, bis der Sessel unter der Erdoberfläche verschwand. Aber selbst das würde mir nicht helfen, weil ich mich früher oder später sowieso dem Gespräch hätte stellen müssen. Jetzt war also kein schlechter Zeitpunkt.

„Wir haben einiges zu besprechen.“, begann Prome.

„Tatsächlich?“, blaffte Dee.

„Ja. Wenn wir wirklich etwas verändern wollen, müssen wir starten. Jetzt oder nie.“, fuhr der Anführer des Widerstands fort.

„Wir wollen etwas verändern. Und wir werden etwas verändern. Aber dafür brauchen wir kein Soldatin, die in ihrem Leben noch nie den Willen hatte, etwas zu leisten. Etwas aus eigenem Willen. Aus eigener Kraft.“

Dee hasste mich wirklich. Und auch wenn ich immer noch nicht verstand wieso, akzeptierte ich es mittlerweile. Zwar verspürte ich den Drang meine Augen zu verdrehen, doch ich unterließ es.

„Wenn du nichts anderes zu sagen hast, würde ich dich bitten zu gehen.“, forderte Prome seine Freundin auf. Und für kurze Zeit stockte mir der Atem. Wir mussten wirklich etwas wichtiges zu besprechen haben, er das Wort gegen seine eigenen Verbündeten erhob. Das machte mir Angst. Große Angst.

„Nein, danke. Ich bleibe.“, rümpfte die Schwarzhaarige die Nase und verschränkte die Arme vor der Brust. Jetzt hatte sie wenigstens einen weiteren Grund, mich zu hassen. Aus tiefster Seele, wie sich verstand.

„Gut. Weshalb wir nun also eigentlich hier sind...“, fing der Anführer erneut an, bevor er den Satz wieder abbrach. Es wirkte, als würde er die richtigen Worte suchen, sie aber einfach nicht finden.

„Wir brauchen einen Plan, um das Regierungsgebäude zu stürmen. Und dafür brauchen wir dich.“, plapperte Luc dann ohne Vorwarnung einfach drauf los. Sicherlich war es nicht geplant gewesen, dass er mir einfach so von dem Vorhaben des Widerstands erzählte, doch es immerhin wusste ich nun, was Sache war. Niemand würde mich so schnell rauswerfen. Im Gegenteil. Sie brauchten mich, um endlich ein Zeichen zu setzen. Und zwar hoffentlich eines, das funktionierte.

„Wofür genau braucht ihr mich denn?“, griff ich Lucs Worte auf, um zu verstehen, warum ich notwendig für den Plan war. In meinem früheren Leben war ich zwar eine hervorragende

Soldatin gewesen, doch diese Zeiten waren vorbei. Ich zählte hier nicht zu den besten. Von dem her würde das Kämpfen also bestimmt nicht mein Part werden.

„Berechtigte Frage.“, warf Dee ein und ich musste Schmunzeln. Selbst wenn ich versuchte zu helfen, nervte ich sie noch.

„Du kennst alle Pläne der Gebäude. Außerdem ist deine Zugangskarte bestimmt noch nicht gesperrt, das bedeutet, dass du alle Räume betreten kannst, ohne dir den Zugang freikämpfen zu müssen. Das würde uns nicht nur einen enormen Vorsprung verschaffen, sondern auch einen Überraschungseffekt an den Tag legen.“, fuhr der Junge im lila Jogginganzug – mittlerweile war er sicher, dass er gar keine andere Kleidung hatte – fort. Im Team konnte man seine Aufgabe ganz klar herausfiltern. Er war der Stratege.

„Zudem bist du nicht schlecht im Kämpfen. Und wenn Archer, Prome, Dee und du das Gebäude stürmen, habt ihr gute Chancen, bis zu den Obersten vorzudringen und sie tatsächlich zu stürzen. Es muss natürlich nicht sein, dass ihr soweit vorkommt, doch in jedem Fall holen wir euch da wieder raus. Wir werden alles auf den Millimeter, den Soldat, die Waffe, die Patrone und die Sekunde genau planen. Euch könnte also gar nichts passieren.“ Zwar wusste ich nicht genau, warum Luc mir erzählte, dass ich bei einem Angriff – bei dem ich entweder sterben oder siegen würde – sicher war, doch ich fand es nett von ihm, dass er mich zu beruhigen versuchte. Bestimmt tat er es, weil er Angst hatte, ich würde ihnen sonst nicht helfen. Doch das tat ich.

Ich würde sogar so weit gehen, zu sagen, dass ich mein Leben riskieren würde, damit der Widerstand die Obersten angreifen konnte.

„Ich werde euch helfen.“, stimmte ich sofort zu, bevor Luc sich noch weitere Lügen ausdenken musste, damit ich ihnen half. Zu lange war ich von allen Seiten aus belogen worden und hatte mich an Unwahrheiten festgehalten. Jetzt war es endlich an der Zeit, dem ein Ende zu setzen. Der Gesellschaft zu zeigen, wer wir – und vor allem, wer die Obersten – wirklich waren.

„Wenn ich aber helfe, will ich, dass wir es auf meine Art und Weise machen.“

Mein ganzen Leben hatte ich in den Gebäuden der Regierung verbracht.

Ich war dort aufgewachsen.

Dort war mein Zuhause gewesen. Meine Zuflucht. Meine Lehranstalt. Meine Arbeit. Meine Rettung.

Mein ganzes Leben hatte sich in jenen Gebäuden abgespielt. Und nun war es an der Zeit, dies zu meinem Vorteil zu nutzen.

Ich kannte jeden Gang, jede Tür, jeden Raum, jede noch so kleine Abzweigung wie meine Westentasche. Und dies konnte ich gegen die Obersten verwenden.

„Woher wissen wir, dass du uns nicht hintergehst?“, misstraute mir Dee natürlich ein weiteres Mal. Archers Schwester war hartnäckig. Doch irgendwie verstand ich sie. Mir blindlings zu vertrauen wäre leichtsinnig gewesen; obwohl es die anderen zu tun schienen. „Das könnt ihr nicht. Ihr müsst mir glauben, dass ich euch helfen will. Um ehrlich zu sein, müsst ihr euer Leben in meine Hand legen und ich kann euch nicht einmal garantieren, dass unser Plan funktioniert. Alles, was ich sagen kann, ist, dass ich alles in meiner Macht stehende tun werde, um dem Widerstand zu helfen. Ich werde für euch kämpfen und wenn es nötig ist, werde ich für euch mein Leben geben. Ich will eine Zukunft schaffen, in der es nicht als falsch gewertet wird, wenn man anders denkt und seinen eigenen Charakter entwickelt. Ich will der Menschheit dabei helfen, zu erkennen, wer wir früher wirklich waren. Sie sollen die Wahrheit kennen. Jemand muss sie ihnen zeigen, wenn es die Obersten schon nicht tun. Und ich sehe es als meine Pflicht, den Lügen ein Ende zu setzen. Zu lange schon dominieren uns die Obersten. Sie haben uns zu Kampfmaschinen gemacht. Und das will ich nicht mehr sein. Ich will nicht mehr einfach nur Befehle befolgen. Ich will keine langen Haare mehr haben müssen und ich will keine Kleider mehr tragen müssen – sehen wir einmal davon ab, dass ich das ohnehin nicht mehr tue, seit ich bei euch, dem Widerstand, bin. Ich will Kindern ermöglichen, bei ihren Familien aufzuwachsen. Deshalb solltet ihr mir vertrauen. Auch wenn ich euch nicht garantieren kann, dass unser Plan funktionieren wird.“, hielt ich eine kurze Rede. Die Worte waren einfach so meinem Mund entflohen. Bevor ich wusste, war überhaupt mit mir geschah, hatte ich

N dem Redefluss schon nachgegeben und eine halbe Predigt in den Raum geworfen. Doch meine Rede schien geholfen zu haben. Denn Dees Gesichtszüge hatten eine weiche Form angenommen. Ihre Lippen bebten. Ihre Augen leuchteten. Und zum ersten Mal starrte sie mich nicht voll Abscheu an. Im Gegenteil. Fast schien es so, als würde sie mich plötzlich bewundern. Bewundern für das, was ich gesagt hatte; nicht für das, was ich war.

„Gut. Worauf warten wir dann noch?“, ergriff die Schwarzhaarige als Erste das Wort. Es wunderte mich zwar, dass sie nichts gegen mich und meine Idee einzuwenden hatte, doch ich ließ die Genugtuung, selbst meine größte Gegnerin überzeugt zu haben, über mich ergehen.



Nachdem wir den ganzen Tag an einem Plan gearbeitet hatten, wie wir die Regierung zu Fall bringen konnte, hatte Archer vorgeschlagen, dass wir uns am Abend erneut im Sammelraum treffen könnten, um dort gemeinsam die letzte Speise vor unserem Selbstmordkommando

zu uns zu nehmen.

Denn so gut es sich auch anfühlte, etwas gegen die Regierung und die Obersten zu unternehmen, so sicher war ich mir auch, dass wir bei diesem Anschlag nicht gewinnen konnten. Zwar würden wir ein Zeichen setzen und den Menschen Hoffnung geben, doch würden wir niemals in der Lage sein, auch nur die kleinste Kleinigkeit auszurichten. Und das wussten wir. Das wussten wir alle fünf.

Wir konnten nicht gewinnen.

Unser Plan war zu unausgereift, unsere Ideen zu roh.

Vielleicht hätten wir uns länger Zeit nehmen sollen, alles noch einmal durchzuplanen. Doch aus irgendeinem Grund, den mir niemand verraten wollte, wollten die anderen den Angriff so schnell wie möglich durchziehen. Und mir war es egal. Ich hatte als einzige nichts zu verlieren.

Dee hingegen hatte Archer. Und umgekehrt hatte Archer Dee.

Prome hatte Sam, der zwar nicht sein leiblicher Bruder war, den er aber seinen Bruder nannte. Und zudem hatte er den gesamten Widerstand mit all seinen Anhängern, den er leiten musste.

Und Luc hatte... Nun ja, wen Luc hatte, das wusste ich nicht so ganz. Er schien eher immer der zurückhaltende Typ Mensch zu sein, den trotzdem alle sofort in ihr Herz schließen. Und selbst wenn er von der Familie keinen mehr haben sollte, so hatte er seine Schulkinder. Ich würde es mir nie verzeihen, sollte ihm etwas zustoßen. Wobei die Gefahr, dass er vor dem Regierungsgebäude als Soldat verkleidet mit einem Laptop in den Händen erwischt wurde, natürlich nicht so groß war, wie der Lebensmüdigkeit, der wir uns aussetzten. Wir spazierten geradewegs in ein Regierungsgebäude. Ohne Anzüge. Ohne Verkleidung. Und wir hofften, dass uns niemand entdeckte. Die Chance, dass dieser Plan wirklich aufging, war gleich null. Doch die vier wollten die Aktion so schnell wie möglich durchziehen. Und ich würde ihnen bestimmt nicht im Weg stehen.

Gerade noch war ich also in meinem Zimmer gesessen, und nun machte ich mich schon wieder auf den Weg zum Sammelraum. Ich hatte mir nur schnell eine enge schwarze Jeans übergestreift und mein T-Shirt mit einem weißen ausgetauscht. Meine kurzen Haare ließ ich mir einfach schlapp herabhängen und der Pony, den eine von Lucs Schülerinnen mir eben noch geschnitten hatte, fiel mir ins Gesicht. Er endete knapp unter den Augenbrauen und es war ein komisches Gefühl, Haare in derartiger Nähe der Augen zu verspüren. Doch ich genoss meine Sinne, die darauf reagierten. Denn noch nie zuvor hatte ich eine Frau gesehen, die ihre Haar so trug. Und ich wollte endlich einmal nicht mehr der Norm entsprechen.

Um nicht die letzte zu sein, beeilte ich mich diesmal, den Sammelraum betreten zu dürfen.

Im Gegenzug zu heute Mittag roch er nicht mehr vermodert, sondern es duftete nach einem

warmen selbst gekochtem Abendessen, das wir sicher Archer zu verdanken hatten. Obwohl der Tätowierte auf den ersten Blick einen düsteren und unangenehmen Eindruck erweckte, hatte er innerlich einen weichen Kern.

Früher war auch er einmal ein Soldat der Regierung gewesen, doch schnell hatte er gemerkt, dass das viel Töten keinen Zweck hatte und er war abgehauen. Erst hatte er sich monatelang alleine an den Rändern der Mauer herumgeschlagen, doch dann war er auf Prome und Sam getroffen, die wohl gerade Essen für die damaligen Anhänger des Widerstands besorgt hatten. Sofort waren sich die drei damals sympathisch gewesen und Archer wurde eingeladen, dem Widerstand beizutreten. Dieser sagte natürlich nicht nein.

So fand auch er hierher.

Und verdammt, seine Geschichte war weitaus lobenswerter als meine.

Nicht zuletzt, weil er nur drei Jahre als Soldat gedient hatte, ich hingegen mein Leben lang. Aber dies ließ sich nun nicht mehr ändern. Ich bekam keine Chance mehr, meine Sünden zu bereinigen. Doch ich hatte die Möglichkeit nun das Richtige zu tun. Und das Richtige war, zu kämpfen. Und im Kampf zu sterben, wenn es sein musste.

Als ich mich im Sammelraum umblickte, sah ich auch keinen Sesselkreis mehr, sondern konnte nur noch einen großen Tisch mit sechs Sesseln drum herum ausmachen. Eine weiße Tischdecke zierte den schönen Anblick und Dee, die gerade eine Vase voll frischer Blumen auf das Weiß stellte, verschönerte die Aussicht noch mehr.

Noch nie in meinem Leben hatte ich einen so wunderschön hergerichteten Tisch für ein Abendessen gesehen.

Alle Gabeln, Messer und Löffel waren Silber und in gleicher Reihenfolge an jeden Platz gelegt. Serviettenschwäne standen vor jedem Stuhl.

Für einen kurzen Augenblick atmete ich einfach nur ein und wieder aus, um den bezaubernden Anblick zu genießen. Ich wollte einfach nicht, dass wir uns nun alle gleich dorthin setzen würden und in wenigen Minuten nichts mehr so aussah, wie zuvor.

Luc hatte mir erklärt, dass man früher so etwas wie eine Kamera hatte. Mit diesem Objekt konnte man Bilder von der Gegenwart machen, die man später auf Papier drucken konnte. Natürlich hatte ich gewusst, dass man Bilder eines kurz anhaltenden Zustands machen konnte, doch niemals war ich mir darüber bewusst gewesen, dass früher jeder dazu in der Lage war. Anscheinend machten die Leute früher gerne von sich selbst Bilder, um schöne Augenblicke festzuhalten. Man sah sie dann beim Küssen, beim Lachen, beim Feiern, beim Schlafen, beim Lernen, beim Lesen; ja, bei absolut allem.

Nun wäre so ein Moment, an dem ich gerne ein Bild gemacht hätte.

Ein Bild von dem Tisch.

Dann eines, wo wir alle drauf waren. Wir alle sechs – zwar hatte mir niemand mitgeteilt, für

wen man den sechsten Stuhl hergerichtet hatte, doch ich war mir ziemlich sicher, dass er Sam zustand. Schließlich wollte sein großer Bruder ihn immer in seiner Nähe wissen. Erst erschien mir Promes Familiengeschichte suspekt, doch schon nach ein paar Tagen hatte mich Luc über alles aufgeklärt.

Als wir uns kennengelernt hatten, hatte der Anführer des Widerstands eine Anspielung darauf gemacht, dass seine Mutter in einem unserer Gefängnisse – die ja scheinbar gar nicht existierten – sei. Später aber hatte Prome erwähnt, sie sei bei seiner Geburt ermordet worden. Nun aber hatte er einen jüngeren Bruder.

Anfangs hatte ich das Gefühl, dass Prome mir von hinten bis vorne einfach nur Lügen erzählte, doch Luc brachte Licht in meine Dunkelheit. Dank ihm war es mir nämlich möglich, das wirre Gerede des Anführers zu verstehen.

Promes leibliche Mutter war zwar bei der Geburt gestorben, doch die Hebamme, die ihn in das Lagerhaus hier gebracht hatte, pflegte ihn und kümmerte sich um ihn, wie um ihr eigenes Kind. Daher sprach der Anführer der Untergrundbewegung sie nach kurzer Zeit auch mit Mom an.

Der Hebamme war dies nicht recht, doch sie wollte einem kleinen Jungen auch nicht seine einzige Familie wegnehmen. Und sie war seine einzige Familie. Promes Vater hatte zwar überlebt und wohnte auch mit ihnen im Lagerhaus, doch er war Alkoholiker geworden und hatte bis zu seinem Tod getrunken. Eigentlich hatte er sich zu Tode getrunken. Die Schuld dafür gab Prome der Regierung. Denn wegen jenes Systems hatte man sein leibliche Mutter ermordet, was sein Vater nie verkraftet hatte.

Prome wuchs nun also bei der Hebamme auf. Jene lernte aber einen Mann kennen, als der Anführer des Widerstands schon etwas älter war und so erhielt der Bursche auch noch einen zweiten Vater. Und der Mann der Hebamme war ein liebevoller Dad. Er kümmerte sich um Prome wie um seinen eigenen Sohn. Denn er wünschte sich nichts mehr, als selbst Kinder zu haben. Und eines Tages ging sein Wunsch auch in Erfüllung. Denn die Hebamme, die Prome großzog, wurde schwanger. Bald sollte sie einen Sohn gebären, doch im Lagerhaus war dies nicht möglich, da es weder steril war, noch Medikamente für den Notfall gab. Da weder die Hebamme noch ihr Mann ihren Job in der Gesellschaft aufgegeben hatten, und immer nur heimlich hierher kamen, entschieden die beiden, das Kind innerhalb der Mauern zu gebären. So gesagt, so getan. Der kleine Junge kam in einer leerstehenden Wohnung auf die Welt. Mutter, Vater, sowie der junge Prome waren natürlich dabei gewesen.

Doch plötzlich stürmten wie schon bei der Geburt des Anführers des Widerstands Soldaten die Wohnung. Die Hebamme drückte Prome ihren Sohn in die Hand und sagte ihm, er solle Sam heißen. Dann befahl sie dem jungen Burschen mit dem Baby in der Hand zu laufen. So lange, bis er am Lagerhaus ankam. Und er sollte nicht zurückblicken. Denn man würde Mama

und Papa in einer Lager bringen. Doch so schnell so konnten, würden sie wieder zurückkommen. Und der winzige Prome tat natürlich, was man ihm sagte. Er rannte und rannte und rannte. Er rannte um sein Leben. So lange, bis er beim Lagerhaus ankam, wo er sich fortan um seinen kleinen Bruder kümmerte.

Natürlich konnte ich nicht zu hundert Prozent sagen, dass diese Geschichte stimmte. Doch Luc hatte sie mir so erzählt. Und ich vertraute ihm. Ich vertraute ihm in jeglicher Hinsicht.

Um mich nicht weiter auf längst vergangenes zu konzentrieren, lauschte ich der Musik, die plötzlich jemand angemacht hatte. Erst war es im Raum noch ganz still gewesen, doch mittlerweile hörte man den Plattenspieler und das leise Gemurmel der anderen. Denn auch Archer, Dee, Luc, Sam und Prome hatten sich endlich im Saal eingefunden. Ich stand nicht mehr alleine hier.

„Wir dachten uns, wir zeigen dir noch einmal, was die Menschen früher so gemacht haben, wenn sie einen Grund zum Feiern hatten.“, ergriff Archer das Wort.

„Ach ja?“, erkundigte ich mich, „Was haben sie denn getan?“

„Sie haben getanzt, bevor sie ein Festmahl zu sich genommen haben. Immer zwei und zwei haben im Rhythmus der Musik miteinander hin- und hergeschaukelt.“, erklärte der ehemalige Soldat weiter, bevor er die Hand seiner Schwester ergriff, jene näher zu sich zog und tatsächlich begann, langsam im Takt hin und her zu wiegen.

Kurz darauf er griff auch Luc Sams Hand und die beiden schaukelten zusammen von rechts nach links und von links nach rechts und wieder zurück. Sie wiederholten immer und immer wieder die selbe Bewegung.

„Dürfte ich Sie zum Tanz auffordern?“, wandte sich Prome plötzlich mir zu. Ich hatte nicht damit gerechnet, dass ich heute mit jemandem im gleichen Takt hin- und herwiegen würde, doch ich bejahte seine Frage.

Prome zog mich näher zu sich und mein Körper stieß leicht gegen seinen.

Bisher war ich noch nie jemandem so nahe gekommen, doch es fühlte sich nicht schlecht an. Die Nähe nahm alle meine Sinn ein und lenkte meine Gedanken voll und ganz auf den Jungen vor mir.

Er hatte sich einen Anzug angezogen. Sein Haare hingen leicht verwuschelt in sein Geischt. Und seine Augen leuchteten in dem strahlensten Grün, das ich je gesehen hatte. Prome sah einfach wunderschön aus.

Und es war ein mindestens genauso bezauberndes Gefühl, mit ihm zu tanzen – wie man das Schaukeln früher wohl genannt hatte.

„Du bist wunderschön. Weißt du das eigentlich?“, durchbrach Promes Flüstern irgendwann die Stille.

„Du siehst auch nicht gerade schlecht aus.“, versuchte ich ihm ein Kompliment zu machen. „Das nehme ich jetzt mal als Kompliment.“, wiederholte er meine Gedanken, die in just diesem Moment verrückt zu spielen schienen. Ich konnte mich auf nichts mehr konzentrieren. Ich sah nur noch ihn vor mir. Alles andere war wie verschwunden. Ich vernahm nicht einmal mehr die Musik; es drang nur noch sein Atem in meine Ohren. Wie er gleichmäßig den Sauerstoff einzog und das Kohlenstoffdioxid wieder ausstieß. Ich konnte mich nur noch auf ihn konzentrieren. Es gab bloß uns beide.

„Danke, für alles, das du für mich getan hast.“, sprach ich dann endlich die Worte aus, die mir schon so lange auf der Zunge lagen.

„Gerne. Ich wusste gleich, dass du anders bist, als die meisten Soldatinnen.“, schmeichelte mir Prome und prompt wurden meine Wangen rot. Ich konnte es praktisch spüren. Und ich fühlte, wie sine Worte und der Klang seiner Stimme mich voll und ganz einnahmen.

„Tatsächlich? Und woher wusstest du das?“, wollte ich das Gespräch am Laufen halten und hoffte, dass ich ihn nicht langweilte. Denn ich fühlte mich in Promes Nähe einfach zu wohl. Immer, wenn ich ihn sah, schlug mein Herz hunderte Saltos hintereinander. Immer, wenn ich seine Stimme hörte, bekam ich Gänsehaut. Immer, wenn er mich berührte, durchströmte Wärme meinen gesamten Körper. Ich wollte, dass er für immer bei mir blieb.

Und genau dieses Gefühl hatte mir die letzten Wochen eine enorme Angst eingejagt. Doch nun wollte ich dieser Angst nicht mehr nachgeben. Ich wollte mich voll und ganz auf Prome einlassen und sehen, wohin mich dieses Gefühl brachte. Ich hatte nichts zu verlieren, wieso sollte ich also nicht pokern?

„Ich wusste es, weil ich mich bei dir sofort wohl gefühlt habe.“, gestand Prome und mein Herz machte erneut einen Sprung.

„Ich mich bei dir auch.“, hauchte ich.

Denn mehr als ein Hauchen konnte ich nicht von mir geben. Unsere Gesichter waren sich mittlerweile so nahe, dass wir den gleichen Sauerstoff atmeten. Und ich spürte die Bewegung seiner Lippen, auch wenn sie mich noch nicht berührten. Dennoch fühlte ich aber, dass unsere Münder bald aufeinandertreffen würden. Und dann hätte ich meinen ersten Kuss. Früher hatte ich immer Angst davor; jetzt, wo ich aber wusste, dass Prome es war, den ich küssen würde, freute ich mich bloß noch drauf.

Unsere Lippen kamen sich immer näher.

Es fehlten nur noch Millimeter.

Ich schloss die Augen, spürte seinen Mund praktisch schon auf meinen treffen; doch das einzige Gefühl, das ich dann vernahm, war Kälte.

Ich öffnete meine Augen erneut und sah Prome, der nun rund drei Schritte von mir entfernt stand. Ich setzte an, etwas zu sagen, doch keine Worte verließen meinen Mund.

Stattdessen vernahm ich Tränen, die sich langsam aber sicher ihren Weg an die Oberfläche bahnten.

„Es tut mir leid. Es tut mir so schrecklich leid.“, entschuldigte sich Prome mit Tränen in den Augen immer und immer wieder, bevor er sich letztlich abwandte, aus dem Raum stürmte und mich einfach so stehen ließ.

Bevor ich wusste, wie mir geschah, begann mein Körper so heftig zu zittern, dass ich wohl auf den Boden gefallen wäre, hätten sich nicht zwei Arme um mich geschlungen. Es war Dee, die mich festhielt und mir tröstend über die Haare strich. Es war Dee, die mich auf mein Zimmer brachte und sich mit mir in mein Bett legte. Es war Dee, die mich zudeckte und die beruhigende Kreise auf meinem Rücken zog. Es war dieselbe Dee, die mich heute Morgen noch gehasst hatte.

„Warum?“, presste ich die einzige Frage, die mich interessierte hervor, als ich meine Stimme wiedergefunden hatte.

„Weißt du, er tut es nicht, weil er dich nicht mag. Im Gegenteil. Ich habe Prome schon lange nicht mehr so glücklich erlebt und ich glaube wirklich, dass du für ihn die Frau des Lebens bist. Ich wollte es die letzten zwei Wochen nicht einsehen, doch seine Blicke und die liebevolle Art, mit der er dich behandelt, sprechen Bände. Er liebt dich, Sky. Da bin ich mir zu hundert Prozent sicher.“, versuchte Dee mich aufzuheitern.

„Aber wieso tut es dann so weh?“, erkundigte ich mich. Die Obersten hatten uns vor der wahren Liebe gewarnt. Es gab sie nicht. Nun aber sprach Promes beste Freundin davon, dass er mich wahrhaftig liebte. Aber wie konnte es so schmerzen, wenn jenes Gefühl doch Freude verbreiten sollte.

„Glaub mir, Sky, er tut es nur zu deinem besten. Prome ist krank. Schwer krank. Niemand von uns weiß genau, was er hat, doch wir wissen, dass jeder, der ihn küsst, stirbt. Es muss kein Kuss auf den Mund sein, es reicht ein kleiner Kuss auf die Wange und schon wird die Krankheit, die Promes Körper besiedelt in den anderen Körper übertragen. Wir wissen es, weil schon viele unserer Freunde deswegen gestorben sind. Sie waren alle noch Kinder, Sky. Kinder, denen er vor dem Schlafen einen Kuss auf die Wange gab und die wenige Tage danach starben. Wir wissen nicht, wieso bei ihm der Krankheitsverlauf bis zum Tod so lange dauert. Doch wir wissen, dass jeder stirbt, den er küsst.“

Erneut liefen Tränen meine Wangen bis zu meinem Kinn nach unten, wo sie letztlich auf das Bett tropften.

Dee hatte mir gerade gesagt, dass ich die wahre Liebe gefunden habe.

Doch dass ich niemals geküsst werden würde, weil jeder seiner Küsse Gift war...

Kapitel 12

Der Oberste hatte einen neuen Sklaven gefunden.
Es war ein junger Soldat von höchster Ausbildung. Einer der besten.

Doch wäre er einfach nur einer der besten gewesen, so hätte es nicht gereicht.
Es war mehr als das. Er war mehr als das.

Man konnte förmlich riechen, dass der Soldat, der dem Obersten nun unterlegen war, nicht einfach nur ein Soldat mit Name war. Der Meister sah etwas in ihm. Etwas Großes. Etwas Bedeutendes. Etwas Vernichtendes. Etwas, von dem er hoffte, dass es der aufständischen Soldatin Schmerz bereiten würde.

„Bist du breit, mein Sohn?“, erkundigte sich der Oberste.

„Natürlich, mein Meister. Niemals würde ich auch nur einen Eurer Wünsche abschlagen.“, erfüllten die Worte des Soldaten den Saal, in dem der Oberste an Maschinen gekettet lebte. Es war keine unbekannte Stimme, die man vernehmen konnte. Viel mehr war es ein Klang, den man nie mehr vergaß.

Der Soldat, dem die Stimme beiwohnte, sah nicht schlecht aus.
Er war gut gebaut.
Hatte einen trainierten Körper.
Auch sonst wirkte er ganz nett.

Er entsprach sogar dem Idealbild eines Mannes in der heutigen Gesellschaft.
Er spiegelte alles wieder, was man sich zu wünschen vermochte.
Deshalb lagen ihm auch alle Frauen zu Füßen.

Seine zugeteilte Partnerin würde einmal Freude daran haben, mit ihm eine Familie zu gründen. Das konnte man jetzt schon mit großer Gewissheit sagen.

„Dann weißt du also, was du zu tun hast?“, erkundigte sich der Oberste erneut.

Es durfte nichts schiefgehen.
Er hatte nur diese eine Chance sie aufzuhalten.
Und wenn diese Chance misslang, würde seine Gesellschaft zu Grunde gehen.
Er spürte es.

Ja, er glaubte zu spüren, dass der Widerstand immer näher kam.
Und dass nun eine Soldatin verschwunden war, entsprach so gar nicht den Vorstellungen des Obersten. Er konnte nur hoffen, dass sie schon tot war.
Doch selbst er wusste, dass dem nicht so war.
Denn er hätte ihren Tod gespürt.
Stattdessen spürte er aufkeimende Hoffnung.
Eine schreckliche Gefühlsregung, die er im Keim ersticken musste.

„Ja, mein Meister. Ich weiß es genau.“, bestätigte der Soldat.

„Dann wiederhole es!“, schrie der Oberste. Denn schon langsam wurde er ungeduldig. War es denn so schwer, ihm eine angemessene Antwort zu geben?

„Ich werde Society Consulting Ingenuity 3287519 ausschalten.“, hörte der Meister nun endlich die Worte, die er vernehmen wollte.

„Gut, Alexander, gut. Schalte sie aus und lass keine Gnade walten!“, erhob er seine Stimme erneut, bevor ein grausames Lachen seine Kehle verließ.

Denn dem Obersten war bewusst, dass der Soldat sein Ziel kannte. Besser, als ihm nun lieb sein würde. Denn man hätte die beiden schon fast als Freunde bezeichnen können...

Kapitel 13

Alles war ruhig.

Wir konnten kaum ein Geräusch vernehmen.

Es war einfach mitten in der Nacht.

Vielleicht ruhte die Stille daher.

Aber eigentlich war es mir auch egal.

Diese völlige und komplette Ruhe interessierte mich im Moment einfach nicht, weil ich nur noch das Gebäude stürmen wollte. Heute war meine einzige Chance, den Obersten das zu stehlen, was sie mir genommen hatten.

Und wenn ich versagte, würden auch meine Freunde mit mir zu Grunde gehen.

Irgendwie kam es mir komisch vor, den Begriff Freunde in meinen Gedanken herumschwirren zu lassen, schließlich waren Bezugspersonen früher immer verboten gewesen. Und mit verboten, meinte ich verboten. Nicht, weil man niemanden in seiner Nähe haben durfte, sondern weil man einfach niemandem in seiner Umgebung vertrauen konnte. Wobei ich zugeben musste, dass ich mich immer schon ein wenig mehr zu ein paar wenigen Personen in meiner Umgebung hingezogen gefühlt hatte. Alexander beispielsweise war mir immer ein guter Freund gewesen. Zwar hatte ich ihm nie meine Geheimnisse anvertraut, doch bei den Säuberungen stand er mir immer zur Seite. Und dafür dankte ich ihm. Wenn ich mit mir selbst ehrlich war, vermisse ich ihn ein wenig. Doch das spielte keine Rolle. Im Moment musste ich mich voll und ganz auf die Mission konzentrieren. Denn davon hing mehr ab als nur mein Gefühlszustand. Den konnte ich zumindest im Moment verdrängen.

Seit dem Tanz mit Prome waren nicht einmal vierundzwanzig Stunden vergangen und dennoch fühlte ich praktisch seine Anwesenheit. Ich konnte ihn spüren, obwohl er nicht da war. Ich sah ihn vor mir, obwohl er an einem ganz anderen Ort stand.

Er nahm meine gesamten Gedanken ein.

Und natürlich machte ich mir große Sorgen um den Anführer des Widerstands. Zwar hatten wir uns noch immer nicht vertragen, doch er bedeutete mir einfach zu viel, um ihn zu verlieren.

Schweigend, und so wie besprochen, schlich ich mich in das Regierungsgebäude.

Als ich die Wände des Gebäudes näher betrachtete, konnte ich die Aufschriften erkennen, die mich zur Waffenkammer führen würden. Und genau diese Waffenkammer war mein Ziel. Dort waren Unmengen an Sprengstoff gelagert. Unmengen an Sprengstoff, die mir jetzt das Leben retten würden. Oder die zumindest mein Leben verbessern würden.

Denn in meinem Rucksack befand sich eine Bombe.

Eine, mit der ich den gesamten hinteren Teil des Gebäudes sprengen würde. Boom. Eine riesige Explosion, mit der der Widerstand ein Zeichen setzen würde.

Im Prinzip war unser Plan ganz einfach.

Während ich das Gebäude sprengte, arbeiteten sich Dee und Archer in die Unterrichtssäle fort, um dort ein paar Plakate über die wahre Entstehungsgeschichte aufzuhängen. Morgen würden Massen von Schülerinnen und Schülern endlich die Wahrheit über die Geschichte der Menschheit erfahren. Und hoffentlich würden sie uns alle glauben.

Nun ja, während wir jedenfalls damit beschäftigt waren, mit diesen Aufgaben den morgigen Tag zu versüßen, suchte Luc, der immer noch draußen vor dem Regierungsgebäude saß, im Internet nach Zugängen zu den Regierungsservern. Wenn er diese gefunden hatte, kam Prome an den Zug.

Und genau das machte mir die größten Sorgen.

Denn er musste sich mit dem schwierigsten Teil beschäftigen.

Es war seine Aufgabe, letztlich dafür zu sorgen, dass morgen, wenn die tägliche Morgenshow im Fernsehen durchgegeben wurde, unsere Gesichter auf allen Bildschirmen zu sehen waren. Unsere Münder, die sich bewegten. Unsere Augen, die in jene der Bevölkerung starren. Es mussten unsere Worte zu den Bürgerinnen und Bürgern innerhalb der Mauer durchdringen. Unsere Sätze, die ihnen die Wahrheit offenbarten.

Gestern, nachdem Dee mich alleine gelassen hatte, hatte sie Prome noch dabei geholfen ein Video zu drehen, das den Leuten den Widerstand ein kleines Stück weit näherbrachte. In dem Video wurden Bilder von Leichen gezeigt, die die Regierung verursacht hatte.

Hoffentlich funktionierte unser Plan.

Denn wenn wir hatten nur diese eine einzige Chance. Würden wir jetzt gefangen genommen werden, war alles umsonst. Unsere Mühen würden nicht gewürdigt werden. Unsere Bemühungen würden nicht beachtet werden. Der Widerstand würde ohne Anführer dastehen.

Immer und immer wieder beschäftigte ich mich mit dem Gedanken, dass wir diese Mission einfach zu wenig durchgeplant hatten. Wir hatten keine Risiken miteinkalkuliert.

Was war, wenn die Obersten uns schon erwarteten?

Schweigend und langsam nach vorne tappelnd, bewegte ich mich immer weiter Richtung Waffenkammer. Ich hatte nicht mehr weit. Ich musste nur noch ein paar Schritte weiter nach vorne gehen, dann würde ich die Bombe einfach ablegen. Ich würde nach draußen gehen, ich würde das Feuer sehen, ich würde meine Vergangenheit hinter mir lassen.

Denn wenn ich die Explosion ausgelöst hatte, würde ich nicht nur das Regierungsgebäude vernichten, sondern auch meinen Sünden trotzen. Ich würde all den schlechten Taten in

meinem Leben eine gute hinzufügen.

Es war zwar nicht viel, das ich ausgerichtet haben würde, doch ich hätte den ersten Schritt gewagt.

Und der erste Schritt war besser als gar nichts.

Gerade, als ich meine Bombe ablegen wollte, hörte ich lautes Geschrei.

Und dann vernahm ich Geräusche.

Geräusche, die schwer nach Maschinengewehren klangen.

Und bevor ich wusste, was geschah, stand auch ich unter Beschuss.

Eine Kugel nach der anderen verfehlte ihr Ziel.

Eine Eisenkugel nach der anderen schoss ganz knapp an meiner Schulter vorbei.

Verzweifelt kauerte ich mich in einer Ecke zusammen. Keiner der Schüsse durfte mir zu nahe kommen. In meinem Rucksack befand sich eine Bombe. Eine Bombe die jeder Zeit in die Luft gehen konnte. Schon das kleinste Streifen würde mir ein Ende bereiten.

Ich versuchte, auf allen Vieren weiter zur Waffenkammer zu kriechen, doch mein Versuch blieb erfolglos.

„Keinen Millimeter weiter, oder ich schieße.“, vernahm ich von hinten eine mir allzu bekannte Stimme.

Alexander.

Er stand direkt hinter mir.

Er saß mir wohl im Nacken – wie die Leute früher gesagt hätten.

Und ich war mir zu tausend Prozent sicher, dass er schießen würde, würde ich mich bewegen. Er war nicht der Typ Mensch, der mich verschonte, weil er mich von früher kannte.

„Alex. Ich kann das alles erklären.“, versuchte ich meinen ehemaligen Kommilitonen zu beruhigen.

Meine Arme streckte ich aus, während ich aufstand und mich zu Alexander drehte. Nun sah ich sein Gesicht. Er hatte seit den letzten zwei Wochen einige Narben dazugewonnen, die nun seine ansonsten so makellose Schönheit durchbrachen.

„Es gibt nichts zu erklären.“, verhöhnte mich Alex mit seinem Grinsen. Es nahm förmlich sein ganzes Gesicht ein und nichts und niemand schien ihn in seinem Beschluss, mich jetzt gleich auszuliefern, umstimmen zu können. Er richtete seine Waffe noch näher an mein Gesicht und drohte, den Abzug zu drücken.

Doch selbst jetzt, in den wenigen Sekunden der alles durchdringenden Angst, wüsste ich, dass er mich nicht töten würde. Es hätte keinen Sinn. Denn wenn er mich lebendig ausliefern würde, würde ich er nicht nur eine zusätzliche Essensration als Belohnung erhalten, sondern auch noch die Chance haben, eine Verhör durchzuführen zu dürfen.

In den Zeiten, als ich noch Soldatin gewesen war, wäre es für mich die größte Ehre gewesen, die Möglichkeit einer derartigen Aufgabe zu erhalten. Niemand von uns unteren hatte jemals die Chance dazu bekommen. Wieso denn auch?

Wir waren es nicht wert.

Nicht einmal Alexander war es wert, obwohl dieser mindestens drei Kasten höher eingestuft war, als ich.

Das war eine weitere witzige Erkenntnis, die ich in den beiden Wochen beim Widerstand erlangt hatte. Anstatt die Kompetenz der Gesellschaft auf ein völlig neues Level zu bringen, haben wir sie zurückgestuft. Denn ganz früher, in Zeiten, von denen es keine Originalaufschriften mehr gab, hatten die Menschen in Kasten gelebt. Und die Frauen waren nichts wert gewesen. Sie hatten sich nicht bilden dürfen und keinen Job annehmen dürfen. Sie mussten eine Art viel zu enges Metallgestell tragen, um schön und dünn zu sein. Und sie mussten sich schminken, bis sie die Welt aus rosigen Augen sahen.

Jetzt waren wir irgendwie wieder bei der gleichen – oder zumindest bei einer ähnlichen – Gesellschaftsform angelangt. Wir Frauen hatten weniger Chancen einen guten Job zu bekommen. Für uns war es schwerer, mit dem wenigen Essen und dem ewigen Hungern den Tag zu überstehen. Wir hatten einfach viel zu viele Einschränkungen, die uns zu quälen schienen. Und das alles nur, weil wir den Männern zu mächtig geworden waren.

Natürlich verhielten sich nicht alle Männer der heutigen Gesellschaft Frauen gegenüber überlegen, doch die meisten hielten sich für etwas besseres. Und man konnte es ihnen noch nicht einmal verübeln; schließlich hatten sie nie etwas anderes gelernt.

Ohne noch ein weiteres Wort an mich zu verschwenden, drückte mir Alex die Pistole in den Rücken und befahl mir stumm, mich vorwärts zu bewegen. Ich wusste genau, wo er mich hinbringen würde. In die Gefängnisse.

Nicht in jene, die nicht existierten, sondern in jene, in denen Menschen die Hände abgehakt und die Augen ausgestochen wurden, wenn sie nicht redeten. Und ich würde nicht reden; das hatte ich mir felsenfest vorgenommen. Egal, was geschehen würde, meine Freunde würde ich nicht verraten. Ich hoffte nur, dass die anderen drei der gleichen Meinung waren. Wenn nämlich einer von uns vier – oder fünf, wenn man Luc auch als Gefangenen hielt – den Widerstand verriet, bedeutete dies sein Ende. Man würde den Schaden dann nicht mehr einfach so beseitigen können. Im Gegenteil. Wenn das Versteck des Widerstands offenbart wurde, würden alle Anhänger – egal ob Kämpfer, Kinder, Ärzte oder Kranke – dem Erdboden gleich gemacht werden. Es würde dann so sein, als hätten sie niemals existiert.

Und so schlimm mir diese Vorstellung auch erschien, es war nicht abwegig, dass einer von uns wichtige Informationen preisgab.

Irgendwie könnte ich es ja sogar verstehen.

Niemand von den Widerstandskämpfern war es gewohnt, der Folter der Soldaten zu widerstehen. Nicht einmal ich konnte mit Gewissheit sagen, dass ich nicht zu wimmern begann. Doch ich würde mein bestes geben, nicht das kleinste Geräusch meinem Mund entkommen zu lassen.

Denn jedes Wimmern bedeutete Schwäche.

Jeder Schluchzer war für sie ein Sieg.

Jede Träne konnte man mit einer gewonnenen Schlacht gleichstellen.

Es gab so viele Dinge, die den Soldaten, die uns foltern würden, Freude bereiteten, dass man sie gar nicht alle aufzählen konnte. Aber eigentlich war es auch egal. Vielleicht waren meine Freunde nicht einmal erwischt worden und ich machte mir umsonst Sorgen. Ja, wahrscheinlich würden sie später, mitten in der Nacht, wieder im Lagerhaus ankommen und ihre gewonnene Schlacht feiern können. Dann würde ich zwar nicht dabei sein, doch das spielte dann keine Rolle. Dann zählte nur, dass sie es geschafft hatten.

Und sie würden es schaffen.

Ganz bestimmt.

Als hätte ich plötzlich ein Wunder erlebt, wurde mein gesamter Körper mit positiver Energie durchflutet.

Alle Sorgen, die mich gerade noch vereinnahmt hatten, waren wie weggeblasen; selbst als Alexander mich immer unsanfter nach vorne stieß.

Ich weiß nicht, wie lange wir gegangen waren, bis wir endlich an einer stählernen Tür ankamen und mein ehemaliger Kommilitone vortrat, um jene zu öffnen.

Ein lautes Quietschen erfüllte den kompletten Gang, als die Tür sich endlich öffnen ließ und ich unsanft in einen dunklen Raum gestoßen wurde.

Ich konnte kaum etwas erkennen, doch durch das Licht, das durch den Spalt der offenen Tür in das Zimmer drang, sah ich, dass schon jemand vor mir diesen Raum betreten hatte.

Jemand hockte ganz am Rande des Zimmers.

Sah mich aus großen Augen an.

Hatte seine Füße an seinen Körper gezogen.

Blut trat aus einer Wunde am oberen Teil des Kopfes aus und besiedelte die Wangen, sowie das Kind meines Gegenübers.

Ich blinzelte zweimal.

Dann robbte ich näher auf die Person vor mir zu.

Zwar konnte ich nichts mehr sehen, weil die Tür hinter uns schon lange wieder verschlossen worden war, doch ich spürte die Anwesenheit eines Zweiten.

Und ich spürte, dass es nicht irgendjemand war.

„Es tut mir leid.“, hauchte ich. Wüsste ich selbst es nicht besser, hätte ich fast gesagt, dass diese Worte seit der ersten Begegnung mit Prome zu meinen Lieblingsworten geworden waren.

„Wofür entschuldigst du dich?“, hörte ich eine kaum wahrnehmbare Antwort.

„Dafür, dass ich dich gestern Abend nicht dazu gezwungen habe, mich zu küssen.“, antwortete ich ehrlich. Ich hörte wie Promes Atem für einen kleinen Augenblick stockte. Bisher hatte ich es nicht gewagt, seinen Namen auch nur zu denken. Nicht, dass noch jemand mitbekam, wie er hieß. Man konnte nie wissen, wo sich die Gedankenpolizei gerade aufhielt.

Doch jetzt war es mir egal. Eigentlich konnte ich die letzten paar Stunden, die mir blieben, denken, was auch immer ich wollte. Denn ich wusste, dass wir beide hier nicht mehr lebend herauskommen würden. Weder er noch ich würden die Sonne noch einmal als freie Leute betrachten dürfen.

Schweigend rutschte ich näher zu Prome. Ich konnte zwar nicht sehen, wo er saß, doch sein gesamter Körper erschien mir so präsent, dass ich genau wusste, wohin ich mich bewegen musste, damit ich mich an ihn schmiegen konnte. Denn genau das war es, was ich tat. Ich rutschte näher an den Anführer des Widerstands heran und legte mich in seine Arme.

Ja.

Wir umarmten uns.

Wir umarmten uns, als wenn es kein Morgen gäbe.

Und vielleicht würde es auch keines geben, denn irgendwann wurde die Tür aufgerissen und zwei Soldaten betraten den Raum.

Beide trugen dieselbe Uniform mit solchem Stolz, wie auch ich es jahrelang getan hatte. Ich würde während meiner Exekution für sie beten. Ich würde beten, dass sie all die Lügen hinter dem Vorhang erkannten.

Kapitel 14

Trubel.

Jubel.

Freude.

Die Menschen, die auf der Tribüne saßen grölten; sie schrien sich schon beinahe die Seele aus dem Leib.

Und ich verstand noch nicht einmal wirklich wieso.

Seit wir vor drei Tagen in eine der vielen Zellen eingesperrt worden waren, stand fest, dass man uns hinrichten würde.

Eine öffentliche Hinrichtung.

Mit allem, was nun mal so dazu gehörte.

Tribüne.

Menschen.

Jubel.

Es fehlten nur noch Steine oder Dreck. Oder irgendwelche Sachen, mit denen sie uns bewerfen konnten. Denn das hatten die Menschen früher schon getan. Andere Menschen mit Gemüse beworfen, während diese ihrem qualvollen Tod entgegenfieberten.

Wir hatten uns nicht entwickelt.

In keinerlei Hinsicht hatten sich die Menschen weiterentwickelt.

Mit jedem Tag, der verging, verging auch ein weiteres Jahre der Rückentwicklung.

Wir haben nicht mehr darauf geachtet, wer wir waren und wir haben ignoriert, wozu wir durch all die neuen Techniken wurden.

Denn auch die Techniken hatten ihren Teil beigetragen.

Es war schrecklich, was uns wiederfahren war.

Und das merkten die meisten noch nicht einmal.

Sie glaubten weiterhin an Lügen.

Aber im Prinzip war es egal.

Denn auch ich hatte jahrelang Unwahrheiten über mein Leben bestimmen lassen.

Aber auch das zählte jetzt nicht mehr.

Nichts zählte mehr.

Alles war einfach nur noch egal.

Ich spürte nur noch diese Reue in mir.

Diese Reue und diese Sehnsucht.

Die Sehnsucht nach dem Kuss, den ich Prome nicht gegeben hatte.

Ich hatte ihm nicht einmal gesagt, dass ich mir unter meine linke Brust einen Adler hatte tätowieren lassen. Einen Adler als Zeichen des Leidens.

Eigentlich war ein Adler ein majestätisches Tier.

Eine Kreatur der Macht.

Der Liebe.

Der Schönheit.

Der Menschlichkeit.

Der Freiheit.

Ja, vor allem eine Kreatur der Freiheit.

Und doch war es ein Adler gewesen, der dem griechischen Gott Prometheus die Leber ausgepickt hatte.

Immer und immer wieder.

Der Gott starb ein ums andere Mal aufs Neue.

Und das hatte mich inspiriert.

Denn an dem Tag, an dem Prome und ich getanzt hatten, erzählte mir Dee, wie sehr der Anführer des Widerstands an seiner Krankheit litt. Zwar hatte er nicht oft das Bedürfnis verspürt, Frauen zu küssen, doch er hatte auch Sam nie einen Kuss auf die Wange geben können.

Diese Geschichte hatte mich irgendwie mitten im Herz berührt.

Und dass ich ein paar Tage zuvor von Luc die Geschichte hinter Promes Namen erfahren hatte, schien mir gerade gelegen zu kommen.

Denn der Mythos spiegelte uns wieder.

Fand zumindest ich.

Jeden Tag sahen wir uns wieder.

Aber niemals konnten wir uns berühren.

Ich hatte seine Berührungen vor dem beginnenden Kuss nie vermisst.

Ich hatte sie nicht gekannt.

Ich hatte sie nicht gebraucht.

Aber als ich wusste, was ich verpassen würde, was ich niemals erleben würde, merkte ich, wie wichtig Berührungen waren.

Nicht, dass ich ihn ständig hätte küssen wollen.

Im Gegenteil.

Das wollte ich keinesfalls.

Ich verspürte einfach nur das Bedürfnis, ihn einmal, ein einziges Mal, wirklich wahrzunehmen.

Ich hatte das Gefühl, nicht mehr mit ohne die Verführung seiner Lippen leben zu können. Oder besser gesagt mit der Verführung seiner Lippen.

Denn es waren jene, die mich dazu verdammten, jeden Tag aufs Neue etwas zu vermissen. Etwas, das ich bisher hatte noch nie erleben dürfen.

Doch ebenso etwas, das ich mir tief in meinem Inneren immer gewünscht hatte.

Auch wenn ich es selbst nicht gewusst hatte.

An jenem Abend, als Dee als Freundin mein Zimmer verlassen hatte, war ich zu ihrem Bruder, zu Archer, gegangen. Und ich hatte ihn gebeten, mir einen Adler unter die linke Brust tätowieren zu lassen. Links, weil dort das Herz war. Und der Adler sozusagen mein Herz Tag um Tag aufs Neue zerpickte. Falls zerpickte denn überhaupt ein Wort war. Jedenfalls hatte ich mich nur auf den Mythos des griechischen Gottes konzentriert, während Archer mir Nadeln in die Haut stieß:

Prometheus ist wie Atlas, Epimetheus und Menoitios, ein Sohn der Titanen Iapetos und Klymene.

„Er erschuf aus dem Ton der Erde die Menschen, Athene hauchte dem Geschöpf mit ihrem Atem den Verstand ein. Prometheus lehrte die Menschen verschiedene Arbeiten, das Zählen, die Buchstaben, den Lauf der Gestirne, den Umgang mit Tieren, die Kunst zu heilen und anderes.

Nachdem die Götter auf das im Gegensatz zu ihnen sterbliche Menschengeschlecht aufmerksam geworden waren, kam es zu einer Begegnung von Sterblichen und Göttern, bei der Prometheus für seine Sterblichen sprach. Er ging allerdings soweit, bei der Aufteilung eines Opfertieres die Unsterblichen betrügen zu wollen. Zeus versagte daher Prometheus' Menschen das für ihre Zivilisation nötige Feuer. Prometheus holte den Menschen das Feuer aber mit dem Stängel eines Riesenfenchels vom Sonnenwagen.

Daraufhin schuf Zeus die Pandora, die mit ihrer Büchse die Übel über die Menschheit brachte.

Den Prometheus ließ Zeus von Hephaistos und seinen Gesellen in die skythische Einöde schleppen und über einem Abgrund an den Kaukasus schmieden. Zeus Unerbittlichkeit ging so weit, dass er täglich einen Adler aussandte, der an Prometheus' Leber fraß, die sich aber immer wieder erneuerte.

Zeus ließ Prometheus jedoch hoffen, seine Qualen zu enden, wenn er die Weissagung auslege, dass Zeus durch eine neue Ehe Verderben bevorstehen würde. Er ließ auch zu, dass ein anderer an Prometheus' Stelle an den Felsen geschmiedet, für ihn sterben könne.

Prometheus blieb jedoch ungebeugt und war - so berichtet die Sage - dreißigtausend Jahre angeschmiedet, bis Herakles auf seinem Weg zu den Hesperiden vorüberkam. Aus Mitleid mit dem Gequälten tötete er den Adler mit einem seiner unüberwindlichen Pfeile. Den

Prometheus löste er vom Felsen und stellte an seine Stelle den Kentauren Cheiron, der freiwillig in den Tod gehen wollte. Prometheus musste allerdings weiterhin einen eisernen Ring mit einem Felsstück tragen, um Zeus die Genugtuung zu geben, sein Widersacher sei nach wie vor noch am Kaukasus angeschmiedet.“, hatte Luc mir erzählt, „Wahrscheinlich wusste Promes Mutter schon, was er durchleben würde und hat ihn deshalb Prometheus genannt.“

Denn das war sein ganzer Name.

Prometheus.

Der Junge, den ich liebte, war nach einem Gott benannt worden.

Einen gequälten Gott, der niemals seine Befriedigung finden würde.

Während ich in die Arena des Amphitheaters, in dem wir hingerichtet werden sollten, ging, rannten Tränen meine Wangen hinunter. Tränen, die ich selbst am liebsten ignorieren würde.

Doch ich konnte nicht.

So gerne hätte ich mein Leben geändert, weil ich so vieles falsch gemacht habe und dem Leben ein klein wenig wieder zurückgeben wollte, doch das war jetzt nicht mehr möglich.

Ich hatte nicht mehr die Chance, etwas Gutes zu tun.

Es war zu spät.

Und ich selbst hatte meine Vergebung nicht gefunden. Ich war einfach nicht dazu in der Lage, mir selbst zu verzeihen. Und das durfte wohl auch keinen wundern.

Der weiche Sand, der in der Arena gestreut worden war, umhüllte meine Füße. Er hüllte sie ein. Er umschmeichelte sie.

Er lenkte mich ein wenig von all dem Geschrei um mich herum ab.

Die Leute freuten sich.

Man konnte es hören.

Sie fieberten mit.

Obwohl sie wussten, was uns erwartete, konnte man ihr Lachen vernehmen.

Am liebsten hätte ich mich auf den Boden geworfen und selbst exekutiert.

Doch das wäre ein Zeichen von Schwäche gewesen.

Denn ich hätte aufgegeben.

Der Regierung die Chance auf einen innerlichen Sieg gegeben.

Ich hätte sowohl Alexander, als auch den Obersten eine Chance auf innerliche Befriedigung gegeben.

Und bevor ich das tat, würde ich jeden Schmerz, jede Qual, jedes Leid ertragen.

Niemals würde ich die Regierung über mich siegen lassen.

Die Obersten hatten schon versucht, mir Schmerzen zu bereiten, indem sie Alexander zu mir schickten. Sie wollten, dass mein Herz sticht, wenn er mich verhaftet, mich foltert, mich letztlich exekutiert.

Aber dem war nicht so.

Es war mir einfach nur egal gewesen.

Alexander war früher natürlich auch für mich einmal das Idealbild eines Mannes gewesen.

Um jeden Preis hätte ich ihn mir zum Ehemann gemacht.

Aber meine Einstellung zu ihm hatte sich mit meiner Ansicht zum Staat geändert.

Denn auch er war nur eine Lüge.

Deshalb berührte es mich nicht, als er mich die letzten drei Tage schlug, um Informationen zu erhalten. Alex hätte mich sogar noch länger und stärker schlagen können, ich hätte nichts verraten.

Denn dass Dee, Luc und Archer nicht entdeckt worden waren, schien die letzte Hoffnung für den Widerstand zu sein. Aber nicht nur die letzte Hoffnung, sondern auch eine neue Hoffnung. Eine neue Generation würde geboren werden.

Mit neuer Kraft ging ich immer näher auf den Balken in der Mitte der Arena zu.

Der Holzblock schien nichts böses zu wollen, doch ich wusste, was passieren würde.

Man würde Prome und mich dort fesseln und auspeitschen. So lange, bis wir endlich sterben würden. Und es könnte ewig dauern. Früher, als ich noch ein Kind war und wir immer wieder mit der Schule zu solch öffentlichen Hinrichtungen gegangen waren, hatten diese gezielten Ermordungen oft Stunden gedauert. Ich hoffte nur, heute würde es schneller gehen.

Und irgendwie bekam ich nach diesen letzten Gedanken nichts mehr mit.

Ich merkte, dass alles genau so ausgeführt wurde, wie ich es in Erinnerung hatte. Und ich spürte noch die Peitschenhiebe, die auf meine Haut aufschlugen. Ich fühlte das Blut, das meinen ganzen Körper bedeckte.

Doch ich hörte meine eigenen Schreie nicht mehr.

Den Lärm um mich herum nahm ich wahr, doch weder Promes noch meine Qualen drangen zu mir durch. Und darüber war ich nicht böse.

„Ich liebe dich.“, hörte ich Prome flüstern.

„Ich liebe dich auch.“, antwortete ich kurz und bündig. Ich hatte nicht die Kraft, mehr zu sagen. Aber das schien auch nicht wichtig zu sein.

Denn dann wurde alles schwarz.

Einfach nur pechschwarz.

Epilog

Ich schlug die Augen auf.

Rund um mich herum sah ich Maschinen.

Vermutlich lag ich in einem Krankenhaus.

Langsam versuchte ich meinen Körper anzuheben. Doch es funktionierte nicht. Ich verspürte bloß Schmerzen.

Überall.

Alles tat mir weh.

Am meisten schmerzte es im Bauchbereich, daher schob ich auch das Krankenhaus T-Shirt nach oben.

Und dann sah ich ihn plötzlich.

Den Adler.

Alle die letzten Tage oder Wochen erschienen ruckartig vor meinem Inneren Augen.

Mein ganzer Weg zum Widerstand spielte sich vor mir ab.

Ich sah alles erneut.

Auch das Ende.

Auch sein Tod.

Erneut breitete sich ein stechender Schmerz in mir aus. Diesmal aber mitten im Herz. Prome war tot. Der Widerstand hatte den Anschlag nicht verüben können. Alle unsere Mühen waren umsonst gewesen. Wir hatten unseren Anführer verloren.

Und doch wusste ich, dass nichts vorbei war.

Prome war tot, doch ich lebte.

Ich lebte und ich würde kämpfen.

Für die Wahrheit.

Denn wir – der Widerstand – hatten eine Schlacht verloren, doch der Krieg war noch nicht entschieden. Wir konnten die Richtung immer noch ändern. Wir konnten den Ausgang des Kampfes ändern.

Wir durften bloß nicht aufgeben.

Wir mussten kämpfen.

Für unsere Meinungen.

Für unsere Individuen.

Wir würden kämpfen.

Ich würde kämpfen.

Für Prome.

Für seinen Tod.

Für alles, was passiert war.

Ich würde kämpfen.

Denn morgen würde ein neuer Himmel kommen.